



WENN DIE SEELE BRICHT

Autobiografie Teil 1

Das Schreiben hilft mir, Klarheit zu gewinnen und Gedanken zu ordnen. Emotional schwierige Themen kann ich nur mit einer schützenden Distanz betrachten, die ich mir durch das Schreiben schaffe. Nur so habe ich den Mut in meine Kindheitserlebnisse zu schauen.

Mein Wunsch ist es, konkrete Erlebnisse aufzuschreiben und somit ein Zeitdokument zu erschaffen. Ich möchte „Begreifen“ und das Erlebte vor dem Vergessen bewahren.

Als Kriegsenkel sind mein Bruder Otto und ich in den 50er Jahren geboren und aufgewachsen. Seit frühester Kindheit wurden wir mit Wut und Hass konfrontiert. Wir erlebten bei unseren traumatisierten Eltern, die als Kriegskinder die Schrecken des 2. Weltkrieges am eigenen Leib erfuhren, ein Leben voller Gewalt und Lieblosigkeit.

Dieser erste Teil meiner Biografie ist der Versuch einer Aufarbeitung der unverzeihlichen Grausamkeiten, die das Leben meines Bruders und mein Leben belasteten. Es ist aber auch ein Versuch die Leistung meiner Eltern zu würdigen, die als Kinder im Krieg unaussprechliches erleben mussten und trotzdem mit Mut und Fleiß ihren eigenen sechs Kindern ein warmes Zuhause, angemessene Kleidung und stets einen gedeckten Tisch bieten konnten.

Foto: Bruder und Schwester – die vergessenen Kinder

Barbara Gorel
Autorin

Biografische Aufarbeitung meines Lebens im Strudel der Gewalt

Inhalt

Prügeln, bis die Seele bricht	2
Erzogen im Sinne der Nazis	5
Krieg, Hunger und Kälte.....	9
Kinder der Gewalt.....	13
Kinderheim des Grauens	16
Angst, Wut und Schmerz	18
Spielen auf der Straße	23
Mit Fleiß zum Wohlstand	26
Schuldgefühle	32
Mädchen sind nichts wert	37
Mutters Geheimnis.....	41
Schutzlos ausgeliefert.....	45
Friedliche Feiertage	47
Der Traum vom Eigenheim.....	52
Die Hütte im Wald	55
Der deutsche Traum vom Sieg	58
Traumatisiert auf der Suche nach Hilfe.....	60
Nur weg von zu Hause.....	62
Prostitution.....	66
Fantasien einer gequälten Seele	68
Konfirmation, Schulabschluss und Kaufmannslehre	71
Ich war seine Beute	74
Mit Alkohol gefügig machen	78
Erzogen zu Opfer und Täter	80
Flucht in die Groschenromane	82
Flucht aus dem Elternhaus	83
Totschlag ohne Sühne	84
Vererbte Wut außer Kontrolle	86
Hass endet nie	87
Heilsames Verstehen und verzeihen??	90

Prügeln, bis die Seele bricht



Foto: Mein Bruder Otto.

Man sieht ihm nicht an, dass er unter ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen ist. Sein weißes Hemd ist sauber und frisch gebügelt. Sorgfältig hat er die Krawatte gebunden und um den gestärkten Kragen gelegt. Seine hellgraue Hose trägt eine exakte Falte, die er vor jedem Tragen neu aufbügelt. Die Socken ohne Löcher und die Schuhe blank poliert.

Stolz trägt er seine Armbanduhr mit echtem Lederband, die er sich zusammengespart hat. Gut sieht er aus, ein richtig fester junger Mann von schlanker Gestalt mit kräftigen Muskeln, feinen Gesichtszügen und tiefblauen Augen. Seine blonden

Haare trägt mein 23jähriger Stiefbruder etwas länger geschnitten, so wie es damals in den 70er Jahren Mode war.

Er legt sehr viel Wert auf seine Kleidung und nimmt sich viel Zeit für seine Körperpflege. Gepflegtes Aussehen ist für ihn ein Teil seiner Strategie, sich seine Würde zurück zu erobern. Es ist ein kleiner Sieg über jene Menschen, die ihm jahrzehntelang eingeredet haben, er taue nichts, er könne nichts, er sei nichts wert. Diese Menschen waren nicht erfolglos. Sein ganzes Leben lang hörte er innerlich ihre Stimmen wie sie ihn demütigen, verachten und bestrafen.

Kinder kamen bis in die 50er Jahre hinein normalerweise zu Hause oder im Entbindungsheim auf die Welt. Als Ottos Geburt anstand, ging Mutter in das Entbindungsheim für ledige Mütter. Unsere Mutter wurde unverheiratet schwanger und das war zu dieser Zeit eine große Schande. Die Kinder beschimpfte man als Bastard oder Hurenkind und sie erhielten automatisch das Jugendamt als Vormund. Unsere Mutter hätte ihren Sohn zwar aufziehen dürfen, aber sie besaß keine elterlichen Rechte. Oft hatten die Mütter keine finanziellen Mittel, um für sich und ihre Kinder sorgen zu können und so gab das Jugendamt die Kleinen in ein Kinderheim. Dort lebten überwiegend Kinder alleinerziehender Mütter und generell unehelich geborene Kinder.

Kurz nach seiner Geburt im April 1950 nahm das Jugendamt den kleinen Jungen in Obhut und brachte ihn in das Kinderheim „Marienfrieden“ im sauerländischen Arnsberg-Hüsten. Dort wurde er zunächst bis zu seinem 7. Lebensjahr von den sogenannten Erzieherinnen des Trägers „Sozialdienst katholischer Frauen“ gequält und brutal missbraucht. Erst 2012 wagte sich eines der zahlreichen Opfer perverser Heim-Mitarbeiter an die Öffentlichkeit und verlangte eine Entschädigung für den Horror. Mehrjährige Recherchen und

zahllose Interviews mit Ehemaligen brachten ein wahres Horrorszenario zu Tage. Anstelle von Wertschätzung, Schutz, menschliche Zuwendung und Wärme gab es Prügel, Angst und Schrecken. Die Folgen waren für das weitere Leben der Kinder prägend und eine schwere Last.

So wurden die kleinen Kinder für die Sauberkeitserziehung alle gleichzeitig mit nacktem Po auf eine lange Bank, in der Töpfchen eingelassen waren, festgebunden. Dort ließ man sie solange sitzen, bis das große Geschäft erledigt war. Manchmal über Stunden ohne Erbarmen. Der kleine Otto presste so heftig, bis der Enddarm ein Stück aus dem After heraushing. Ungeachtet der Schmerzen wurde er nicht ärztlich behandelt und hatte lange unter diesen Folgen zu leiden.

Wie „abgeliefert“, mit dem Gefühl tiefer Verlassenheit und Angst, erlebte mein kleiner Bruder die Zeit im Heim. Sein kindlicher Bindungswunsch, sein Bedürfnis nach menschlicher Wärme, Zuwendung und einen persönlichen Rückzugsort fand keine Berücksichtigung. Im Heim herrschte ein „Kasernenton“, dem sich auch die ganz Jüngsten fügen mussten. Die Gewalt auf Seiten der Erzieher und unter den Kindern war sehr hoch. Für die Betreuung einer Schlafsaalgruppe, in der oftmals bis zu 50 Kinder unterschiedlichen Alters Schutz suchten, war nur ein Erzieher zuständig.

In der Gruppe herrschte eine hierarchische „Hackordnung“ mit Prügel, Erpressung und sexuellen Übergriffen zulasten der jeweils Schwächeren. In der damaligen Zeit war man davon überzeugt, dass sich Disziplin, Ordnung und Ruhe nur durch Gewalt erreichen ließ. Otto gelang auch als erwachsener Mann nicht über das erlittene Unrecht zu sprechen, ohne dass sich vor unterdrückter Wut seine Hände zu Fäusten ballten und ein Klob im Hals fast die Stimme abschnürte, ihm sogar den Atem nahm.

Da waren immer die schrecklichen Bilder, als er im Schlafsaal mit 30 Jungen untergebracht war und nicht mucksmäuschenstill war, wurde er aus dem Bett geholt und musste halbnackt stundenlang im kalten Flur stillstehen – auch im Winter. Manchmal gab es schimmeliges Brot, und wenn er sich weigerte es zu essen, wurde es in ihn hineingestopft. Erbrach er sich, musste er auch das wieder aufessen. Ungerührt von seinem jungen Alter ließen sie ihn im Haushalt arbeiten und die Schuhe der Erzieher putzen.

Bei jedem kleinen Muckser wurde er geschlagen, fast täglich. Bei einer ärztlichen Kontrolluntersuchung standen alle Kinder in einer Reihe hintereinander, nur in Unterhosen. Der Arzt war erschrocken über die vielen blauen Flecke und Blutergüsse am Körper der kleinen Jungen. Aber er schaute weg und schwieg. Mein Bruder gehörte als Heimkind zu den damals in den 50er Jahren vergessenen Kindern.

Die Nachkriegsgesellschaft war eine Frauengesellschaft. Es lebten über drei Millionen alleinstehende Frauen zwischen 20 und 40 Jahren in Deutschland, die keine Aussicht hatten einen männlichen Partner zu finden. Bei Kriegsende war unsere Mutter siebzehn Jahre alt und bereits schwer traumatisiert. Sie

war allein auf sich gestellt und suchte Schutz und vor allem Sicherheit. Die desaströse wirtschaftliche Lage zwang sie zu arbeiten und ihre Eltern zu unterstützen. Beim Bund Deutscher Mädchen im Nazideutschland hatte sie lernen müssen zu funktionieren, ihre eigenen Bedürfnisse kannte sie nicht. Für viele dieser Mädchen und Frauen bedeutete das Ende des Krieges keinen Neuanfang, sondern lediglich eine Fortsetzung ihrer Arbeit unter erschwerten Bedingungen.

In den furchtbaren Wirren der Nachkriegszeit, geprägt von Kälte, Hunger und Hoffnungslosigkeit, begegneten sich diese beiden jungen Menschen, meine Mutter gerade mal 17 Jahre alt und er bereits 22 und Soldat eines verlorenen Krieges. Enttäuscht von dem Versprechen des großen Führers erlebten sie die Niederlage und verloren damit auch ihren Lebensinhalt, der ihnen bei der Hitlerjugend und dem Bund Deutscher Mädchen anezogen wurde. Völlig orientierungslos versuchten sie zu überleben. Ihre Körper ausgemergelt und mit hungrigen Seelen umarmten sie sich. Sie genossen die Wärme, die in ihre Herzen floss und hielten einander fest. Nur eine kleine Weile die Liebe gespürt, die Hoffnung gesehen, das Leben gelebt. Nur eine kleine Weile geliebt und vertraut. Frieda, meine Mutter, wurde schwanger und ihr fescher Soldat machte sich davon und wart nicht mehr gesehen.

Otto kam schon seelisch labil in das Kinderheim. Als uneheliches Kind einer Mutter, die allein auf sich gestellt, in der Nachkriegszeit mit allem überfordert war und einem Vater, der nichts von ihm wissen wollte. Im Kinderheim gab man ihm den Rest. Er wurde geprügelt, bis die Seele brach. Kontakt außerhalb gab es kaum. Besuche durch das zuständige Jugendamt unterblieben und eine Heimaufsicht fand praktisch nicht statt. Seine Mutter kam selten und konnte ihm nicht geben was er so dringend brauchte. Sie war zu sehr eingeschüchtert durch ihre eigene Erziehung und versuchte allein irgendwie zu überleben. Otto wollte ein guter Junge zu sein und gab sich große Mühe nicht negativ aufzufallen. Er versuchte ständig den brutalen Übergriffen, die von den älteren Heimkindern und den Erziehern ausgingen, zu entkommen. Die Angst hatte längst von seiner Seele Besitz ergriffen, begleitete ihn in seine Träume und war jeden Tag ein ständiger Begleiter.

Erzogen im Sinne der Nazis



Unsere Mutter ist 1928 geboren und war fünf Jahre alt, als Hitler 1933 an die Macht kam. Mit weiteren fünf Geschwistern wuchs sie in Halle an der Saale auf und wohnte dort auf der Adolf-Hitler-Straße 1 (heute: Lange Straße B 68). Die damalige Zeit war voller Entbehrungen. Es herrschte hohe Arbeitslosigkeit und das System war nicht in der Lage die Bevölkerung zu ernähren. Von der großen Hungersnot sprachen unsere Eltern immer wieder und ihr späteres Verhalten in Bezug auf das Anlegen von Essensvorräte war extrem.

Halle an der Saale erlebte im zweiten Weltkrieg weit mehr als 500 Fliegeralarme. Strategische Ziele waren unter anderem die Chemiefabrik mit Giftgasproduktion, der Güterbahnhof und die Maschinenfabrik für Waffenproduktion und -transport. Doch die Sirenen heulten in Halle auch, wenn einige bedeutende Ziele in der Nachbarschaft angegriffen wurden. In dem damals hochindustrialisierten mitteldeutschen Raum gab es zahlreiche solcher Ziele. Die Geschichte von Halle an der Saale erzählt von heftigen Bombenangriffen und unzähligen Tieffliegern, die sogar ein Hilfslazarett zerstörten.

Mutter erzählte manchmal davon, wie sie Zeugin von Bombenangriffen wurde. Immer häufiger musste sie mit ihren Eltern und Geschwistern Schutz im Luftschutzkeller ihres Wohnhauses suchen, indem auch Nachbarn mit kleinen Kindern waren. Sie erinnerte sich an den Donner der Fliegerabwehrkanonen und an das Geheul der Sirenen. Und auch an das Gefühl der Erleichterung bei der Entwarnung und den schaurig-schönen Feuerschein im Osten, Richtung Berlin, der irgendwann zum Alltag gehörte. Was meine Mutter über Hitler und den Krieg dachte, ist mir bis heute unklar. Im Grunde war sie unpolitisch und konfliktscheu; über die Funktion ihrer Eltern in dem damaligen System hat sie nie gesprochen.

Mit der Machtübernahme Hitlers 1933 wurden die Jugendorganisationen Hitlerjugend (HJ) und Bund Deutscher Mädel (BDM) der Nationalsozialisten zu einer Massenorganisation. Unter Androhung von Strafe wurde der Beitritt zur Hitlerjugend zur Pflicht. Schon in jungen Jahren musste Mutter beim Jungmädelsbund dienen. Ihre damalige Freundin aus Kindertagen wurde davon ausgeschlossen, weil sie eine leichte Behinderung hatte. So endete die Freundschaft der Mädchen.

Im Jahre 1939, mit nur 11 Jahren, musste sie Mitglied im BDM werden. Sie erinnerte sich noch an den »Ariernachweis«, den jedes Mitglied erbringen musste. Der sollte belegen, dass die Mädchen keine jüdischen Wurzeln besaßen. Was meine Mutter als junges Mädchen am BDM am meisten gefiel, waren die Ausflüge in die Natur. Sie liebte das Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Gruppe, das gemeinsame Singen und die Lagerfeuerabende. Im

Jungmädelsbund konnte man ohne Aufsicht der Eltern zelten gehen oder in Heuschobern übernachten.



Foto: unbekannt

Mutter war stolz darauf, ein ehrenwertes und engagiertes Mitglied im DMB zu sein. Aber der schöne Schein von Freiheit, Abenteuer und Unabhängigkeit war nur Fassade. In Wirklichkeit sollten dort Mädchen und junge Frauen im Sinne nationalsozialistischer Ideale erzogen werden. Das Frauenbild der Nationalsozialisten bestand dadurch,

dass alle Mädchen zu künftigen Müttern und folgsamen Kameradinnen der Männer erzogen wurden. Individuelle Bedürfnisse wurden untergraben. Geschickt wurden die Mädchen zu Marionetten erzogen, damit diese den von Männern geführten Krieg unterstützen. Sie nahmen gar nicht wahr, dass sie als Frauen nur zweitrangig waren und unterwarfen sich der strengen Disziplin des BDM, dessen symbolischer Wert sich in der festgelegten Kleidungsform: „weiße Bluse, blauer Rock und schwarzes Halstuch“ zeigte. Erst nach der erfolgreich absolvierten „Jungmädelsprobe“ erhielten die neuen Mitglieder das „Fahrten Tuch und Knoten“. Damit wurde ein erstes Gefühl des Stolzes übermittelt.

Die Mädchen hatten sich eher musischen und künstlerischen Tätigkeiten zuzuwenden, erfuhren allerdings durch zahlreiche Aktivitäten in einem durchgeplanten Tagesablauf und im Verbund der Gemeinschaft das wohlige Gefühl, in dieser Institution ihre Heimat gefunden zu haben. Die eigentliche Benachteiligung wurde von den Mädchen damit gern verdrängt bzw. nicht als solche empfunden. Immerhin konnten sie in Bereichen wie Zeltlagerfahrten, Sportfesten, Jugendkonzerten und Sammelaktionen aktiv werden, wie es ihnen außerhalb der Organisation kaum möglich war.

Mit einem Bündel von attraktiven Freizeitangeboten sollte zunächst grundsätzliche Sympathie für das Regime und seinen Führer bewirkt werden. Im Weiteren sollten die Mädchen dann zu überzeugten Nationalsozialistinnen gemacht werden. Sportliche Wettkämpfe und Übungen standen praktisch wöchentlich auf dem Programm. Darüber hinaus sollte vor allem das Gemeinschaftsgefühl im Sinne einer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft gestärkt werden. Besondere Bedeutung für die ideologische Schulung hatten die wöchentlichen Heimabende.

Die Erziehungsziele des Hitler-Regimes für den BDM waren also Gehorsam, Disziplin, Pflichterfüllung, Opferbereitschaft und Körperbeherrschung. Der BDM wurde ungeachtet des strikten Prinzips von Befehl und Gehorsam von vielen Mädchen als Befreiung aus familiären und bürgerlichen Zwängen gesehen. Insbesondere die Fahrten und das Lager boten scheinbar die Möglichkeit, aus den Zwängen der bürgerlichen Rollenverteilung auszubrechen.



Foto: unbekannt

In den Mittelpunkt wurde die Vorbereitung auf klassische Frauentätigkeiten gestellt: Erziehungs-, Pflege- und Schwesterntätigkeiten, Hauswirtschaft. Über allem stand die Vorbereitung auf die zukünftige Rolle als Mutter. Während des Krieges mussten die BDM-Mädchen verstärkt Arbeiten von Erwachsenen übernehmen, um Männer für die Front und Frauen für die Rüstungsindustrie freizusetzen.

Der BDM (Bund Deutscher Mädel) wurde mit der HJ (Hitlerjugend) zu einer Kriegshilfsorganisation: BDM-Mädchen übernahmen Hilfe für berufstätige Mütter bei Einkauf und Kinderbetreuung, erledigten Aufgaben bei der Soldatenbetreuung, übernahmen Pflege- und Hilfsdienste in Lazaretten. BDM-Mädchen wurden auch bei Post, Straßenbahn und Flüchtlingstransporten eingesetzt. In der Landwirtschaft wurden sie als Erntehelfer und Haushaltshilfen tätig. Obwohl es sich bei diesen Aufgaben nicht um unmittelbaren Kriegsdienst handelte, leistete der BDM durch diese Maßnahmen einen aktiven Beitrag zur Aufrechterhaltung der NS-Kriegsmaschine.

Mit Fortschreiten des Krieges und dem zunehmenden Mangel an Frontsoldaten und Rüstungsarbeitern wurde der BDM immer stärker in die Kriegswirtschaft eingebunden. So wurden Schanzeinsätze, Aufräumdienste organisiert, Arbeiten in Rüstungsbetrieben übernommen. Während der wöchentlichen Heimabende wurden Briefe an Soldaten geschrieben und Geschenke für die Front verschickt. Damit sollte der Kampfwille der Truppen gestärkt werden. Auch im Luftschutz, im militärischen Nachrichtenwesen und Telefondienst wurden BDM-Mädchen verstärkt beauftragt.

Oft hörte ich diese Parole von unserem Vater: "Hart wie Kruppstahl, flink wie Windhunde und zäh wie Leder". So sollten sie als Kinder werden und das wollten sie auch. So wie die meisten Kinder merkten auch unsere Eltern nicht, wie ihr Wille und Charakter im Sinne der Nationalsozialisten geformt werden sollte. Für unsere Mutter war es ein gutes Ziel, gemeinsam für das Volk zu kämpfen oder als Mädchen jederzeit hilfreich bereitzustehen, um den Soldaten unter die Arme zu greifen. Schließlich hatte man auch gelernt, dass der Feind böse war und den guten Deutschen Schaden zufügen wollte.

Mutter musste als junge Frau von gerade mal 17 Jahren gegen Kriegsende das Gefühl der Verlassenheit, der Verlogenheit und auch der falschen Geborgenheit in den Jahren zuvor durchleben. Die Erinnerung an die blanke Not der Nachkriegszeit und an die alles bestimmende Angst, wurden bei ihr ganz besonders im hohen Alter wieder lebendig. Die Zeit nach diesem verehrenden 2. Weltkrieg war von dem Erlebten tief geprägt und bestimmte die weitere Zukunft unserer Mutter.

Sie erlebte, wie man Hunderte „Ausgebombte“ aus Dresden in das Schulgebäude in Halle einquartierte. Und unvergesslich war ihr ein nicht enden wollender Zug zerlumpter, frierer und hungernder Kriegsgefangener. Erst übernahmen die freundlichen Amerikaner die Stadt und brachten ein wenig Essen und Humor. Aber dann waren plötzlich die Russen da, die aufgrund der Abmachung unter den Siegermächten die Stadt vereinnahmten. Von den Russen erwartete man nichts Gutes. Jahrelang waren sie brutal, böse und unheimlich dargestellt worden. Nun kamen sie, furchterregend und gefährlich insbesondere für Frauen und Mädchen.

Mit großer Wucht kam die Welle der Gewalt, die von Deutschland ausging, auf das Land zurück. Unsere Mutter erzählte von gelegentlicher freundlicher Hilfsbereitschaft der russischen Soldaten. Häufig aber war sie mit Plünderungen, Misshandlung, Verhaftung, Verschleppung, zuweilen auch mit der Auslöschung ganzer Familien verbunden. Mädchen und Frauen wurden regelmäßig Opfer von Vergewaltigungen. Mutter erinnerte sich an ihre eigenen Verstecke in der Hundehütte und im Gebüsch. Ich kann nur ahnen, dass sie den Russen zum Opfer gefallen ist. Auf direkte Fragen danach presste sie die Lippen aufeinander, schloss die Augen und schwieg. Die ständige Angst vor sexuell motivierten Übergriffen wurde ein Teil von ihr und verfolgte sie auch in den nächsten Jahren.

Manchmal wenn ich sie nach ihrem Erlebten fragte, wollte sie nicht darüber sprechen. Oft begegnete sie meiner Aufforderung mit Resignation. Sie glaubte, dass es doch niemand wissen wollte was ihr alles passiert ist und wozu sie gezwungen wurde. Als sie schon über 80 Jahre alt war und viel Zeit zum Nachdenken hatte, erzählte sie immer öfter über das Erlebte. Mutter brauchte oft viel Mut, die Dinge so zu erzählen, wie sie sie erlebt hat. Oft fand sie die Worte nicht um den Terror im Hitlerreich zu beschreiben.

Krieg, Hunger und Kälte



Foto: unbekannt

Und direkt nach Kriegsende brach über Europa einer der strengste Winter des 20. Jahrhunderts herein. Zwischen November 1946 und März 1947 sanken die Temperaturen auf bis zu minus 20 Grad. Jeder besaß das nackte Leben und nur das, was ihm gerade unter die Hände geriet: Kohlen, Holz, Baumaterialien. Jeder wurde zum Dieb, um nicht zu erfrieren. Auf irgendeine gesetzwidrige Weise wurde sich Nahrung verschafft, um nicht zu verhungern. Die Deutschen als Diebe im alltäglichen Überlebenskampf.

Mutter kannte Mütter, deren Babys an Unterernährung und Brechdurchfall starben - wie so viele Kinder damals. Krankheiten wie Rachitis und Tuberkulose grassierten in allen vier Besatzungszonen. Trotz der Nahrungsimporte durch die Besatzungsmächte, trotz Schulspeisungen und amerikanische Care-Paketen mussten viele um ihr Überleben im Hungerwinter kämpfen. "Wir schauten nicht mehr rechts und links, wir waren immer müde und apathisch. Die Jagd auf Essbares war das Wichtigste in unserem ganzen Leben", berichtete Mutter und ich sehe ihr dabei in ihre gefühlsleeren Augen.

Dafür trugen die Menschen ihr Ersparthes zum Schwarzmarkt. Dort musste auch unsere damals siebzehnjährige Mutter einkaufen gehen. Sie erinnerte sich an das Fachwerkhaus, in das sie geschickt wurde. Es machte ihr große Angst. Es war krumm und schief und ohne Licht. Ein Brot kostete 190 Reichsmark, das Pfund Butter 360 Reichsmark. Zu Hause saßen sie zu acht um den Esstisch. Wenn es Suppe gab, sagte ihre Mutter stets: „Hier gucken mehr Augen rein als Fettaguen raus“.

Aus dieser bitteren Erfahrung heraus war es damals für die Generation unserer Mutter unvorstellbar Essen wegzuwerfen. Es wurde immer alles aufgegessen. Und blieb doch einmal etwas übrig, dann wurde es an die Tiere verfüttert. Wenn ihre Mutter manchmal etwas Milch und Zucker übrig hatte, dann hat sie daraus in einer Pfanne Bonbons für ihre Kinder gemacht. Damit waren sie glücklich. Unsere Eltern haben auch in den Jahren des Wohlstandes fast nie Essen weggeworfen, sondern die Reste immer wieder verwertet.

Die Potsdamer Konferenz der Siegermächte hatte im Sommer 1945 entschieden, der Lebensstandard der deutschen Bevölkerung sei niedrig zu halten. Hilfslieferungen des Roten Kreuzes an das geschlagene Land wurden von den Alliierten untersagt. Im Winter 1945/46 wiesen die Militärbehörden irische und schweizerische Nahrungsmittelspenden ab, die ausdrücklich für Deutschland bestimmt waren, und empfahlen den humanitären Organisationen, ihre Güter in andere bedürftige Länder Europas zu schicken. Erst 1946 wurden Hilfslieferungen überhaupt wieder zugelassen.

Die überlebenswichtigen Lebensmittelkarten stahlen sich die Hungernden oft gegenseitig und fuhren in Scharen aufs Land, um ihr Habe gegen Schinken, Eier, Milch zu tauschen. Wer nicht "hamsterte", ging betteln. Manchmal wurde man sogar dafür bestraft und musste alles wieder abgeben. Mutter hat sich jedes Mal furchtbar geschämt. Sie hatte pures Glück und überlebte den Hungerwinter. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hielt sie am Leben. Schlechter konnte es doch nicht mehr werden. Mutter war bewusst, dass die Deutschen für die erlittene Not selbst verantwortlich waren. Was den anderen im zweiten Weltkrieg angetan wurde, war doch noch hunderttausendfach schlimmer als alles, was danach kam.

Meine Eltern erzählten oft von dieser lebensbedrohenden Hungersnot im ganzen Land. Diese schmerzhafteste Erinnerung hatte sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben und die Angst davor bestimmte ihr weiteres Leben. Wir besaßen mindestens 10 Kaninchen und 5 Gänsen, die für den Eigengebrauch gemästet und geschlachtet wurden. Aber auch zum Verkauf in der Nachbarschaft dienten, um die Haushaltskasse aufzubessern. Später gab es zwei große Kühltruhen voller Fleisch und Wurst und einen großen Vorratskeller mit gefüllten Regalen bis unter der Decke. Insbesondere mein Vater erinnerte sich an den Hunger, der irgendwann zum unerträglichen Schmerz wurde. Und an die große Angst wegen dem Hunger grausam zu sterben. Er verlangte von uns Kindern, dass wir beim Anpflanzen von Gemüse und bei der Beschaffung von verschiedenen Beeren halfen. Ständig wurde bei uns zu Hause Obst und Gemüse eingekocht. Etwas Besonderes war der Holundersaft, der ebenfalls in Eigenproduktion hergestellt wurde.



Foto: unbekannt

Besonders hart traf der Hungerwinter jene Menschen, die ohnehin nur rationierte Lebensmittel bekamen und oftmals dürftige Behausungen bewohnten. Der „normale“ Weg, mit der Lebensmittelkarte einzukaufen, führte nicht weit; die Bescheinigung für Rentner hieß im Volksmund „Sterbekarte“. Das Tier im Menschen meldet sich in dieser Lage und ließ sich nicht mehr unterdrücken. Man hört von harten Bauern, die auf Bettler unbarmherzig reagierten. Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten ernährten sich von dem was sie bekommen konnten: verdorbene, gestohlene oder improvisierte Lebensmittel wie Brot aus Mais oder Öl aus Bucheckern. Hunger, Kälte und die dadurch begünstigten Krankheiten töteten sehr viele Menschen. Vor allem Tuberkulose und Rachitis breiteten sich aus. Die Menschen sprachen vom »Weißen Tod« und »Schwarzen Hunger«.

Im März 1947 begann es nach vier Monaten arktischer Kälte endlich zu tauen - die Not jedoch war noch lange nicht vorbei. Erst in den Sommermonaten des Jahres 1948 ist die Lebensmittelversorgung in Deutschland wieder stabil. Vor Kurzem las ich ein Zitat im Aufsatz einer Viertklässlerin von 1947, dessen Thema lautete "Mein schönster Tag". Das Mädchen schrieb: "Mein schönster

Tag war der, an dem mein Bruder Friedrich starb. Seitdem habe ich einen Mantel und Schuhe und Strümpfe und eine gestrickte Weste."

Nach dem Krieg gab es wenig Gespräche mit Familienangehörigen, meist viel Schweigen. Die gedemütigten, verletzten Eltern unserer Mutter, die an den Endsieg glaubten, machten einen Austausch zwischen den Generationen schwer. Mutters Drama von damals verwandelte sie in Loyalität mit ihren konfliktbeladenen Eltern. So sagte sie oft: „Ich hatte eine schöne Kindheit, so etwas wie ihr mit eurem Vater erleben müsst, hat es bei uns nicht gegeben.“

Mutter war 18/19 Jahre alt und absolvierte in dieser Zeit ihr gesetzliches Sozialjahr bei einer wohlhabenden Familie in Halle. Sie war Hausangestellte und Kindermädchen. Sie sprach nicht ausgiebig von ihren dortigen Erlebnissen nur so viel, dass es ihr dort gut ging und dass diese Familie sich kurz nach Kriegsende in den Westen aufmachen wollte und ihr anbot mitzukommen. Sie überlegte nicht lange, ließ ihre Eltern und Geschwister zurück und ging mit in den Westen. So kam sie ins Sauerland.

Und bei der Erzählung dieser Erinnerung wurde ich hellhörig. Sie war nie müde zu erzählen, dass sie ein schönes Elternhaus gehabt hat und dass es in ihrer Familie harmonisch zugeht. Alle verstanden sich gut und unterstützten sich. Wir haben niemals ihre Geschwister kennen gelernt, die ja unsere Tanten und Onkel waren. Auch nach dem Mauerfall kann ich mich nur an einen Besuch unserer Mutter zu einer ihrer Schwestern in den Schwarzwald erinnern. Von dem sie sehr enttäuscht zurück kam und beschloss mit ihrer Schwester nichts mehr zu tun haben wollen.

Auch einer ihrer Brüder tauchte mal in unserer Stadt im Sauerland auf. Er war obdachlos und offensichtlich alkoholkrank. Mutter hat ihn einfach ignoriert und wollte auch mit ihm nichts zu tun haben. Ich erinnere mich an bei-läufig gesagte Worte: „Ich war eben der Liebling unseres Vaters. Da kann ich doch auch nichts dafür.“ Oder: „Meine Schwester hat genauso einen brutalen Mann geheiratet, wie unser Vater einer war. Der soll mir bloß wegbleiben.“ Ihre eigene Mutter ist bereits mit nur 54 Jahren verstorben. Sie erzählte fast nie von ihr und auch von ihrem Vater sprach sie nie ein Wort. Ich weiß nicht wer und was er war, welche Funktion er im Krieg hatte, wann und wie er gestorben ist.

Die Generation unserer Eltern wurde fast vergessen. Ihnen wurde gesagt: „Sei froh, dass du überhaupt überlebt hast. Vergiss alles und schau lieber nach vorn!“ Sie haben den Bombenkrieg miterlebt oder die Vertreibung, ihre Väter waren im Feld, in Gefangenschaft oder sind gefallen. Mutter hat die Erinnerungen immer verschlossen gehalten. Sie tröstete sich mit der Einstellung: „Andere haben es noch viel schlimmer gehabt als wir.“

So wurde eine ganze Generation geprägt. Sie funktionierten, bauten auf, fragten wenig, jammerten nie, wollten vom Krieg nichts hören – und sie konnten kein Brot wegwerfen. Ein weiteres Kennzeichen dieser Kriegskinder scheint das beharrliche Schweigen zu sein. Die Psychoanalytikerin spricht von

innerem Rückzug und nennt als Beispiel Kinder, die merkten, dass ihnen ihre Mutter, eigentlich der Inbegriff der Zuflucht, bei einem Bombenangriff keinen Schutz bieten konnte. „Je jünger das Kind war, desto eher der Rückzug“ – und damit auch das Nichtverarbeiten der Vergangenheit.

Im Jahre 1949 lebte unsere Mutter ganz allein im Sauerland. Sie arbeitete in einer Gaststätte, wo sie auch ein Zimmer bewohnte. Wie muss sie sich gefühlt haben so ganz ohne Familie und Freunde, weit weg von ihrer Heimat im Osten? War sie nach ihren schlimmen Erlebnissen überhaupt in der Lage ihre eigenen Befindlichkeiten wahrzunehmen? Oder hatte der Eigenschutz, der notwendigerweise das Überleben gesichert hat, sämtliche Emotionen abgeschottet? Denn meist redeten die Kriegskinder nicht oder nicht gern über diese Zeit. Weil sie nicht erinnert werden wollten. Weil sie selbst kaum Worte für das grausame Erlebte hatten. Weil sie niemanden mit ihren schrecklichen Erlebnissen belasten wollten. Weil sie selbst mal beschlossen hatten, all das Schreckliche ganz fest in sich wegzuschließen.

Doch auch wenn in unserer Familie über das Erlebte kaum gesprochen wurde, ist es nicht verschwunden. Meine traumatisierten Eltern waren emotional verstummt, haben ihre eigenen schmerzlichen Empfindungen unterdrückt und ihren Kindern und Enkeln seelische Trümmer hinterlassen. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätten sie, wie viele Menschen, auch eine Therapie gebraucht. Doch damals mussten die Überlebenden Deutschland wiederaufbauen. Sie litten unter Albträumen und niemand wusste, dass sich hinter Albträumen, schlimmen Erinnerungen und Ängsten verbergen können.

Unsere Eltern hatte als Kinder gelernt, dass der Krieg alles über den Haufen warf. Ich kann immer mehr anerkennen, was für einsame, von Ängsten und Zwängen geplagte Menschen unsere Eltern waren. Ihren Kindern vermittelte sie: Die Realität ist trügerisch, gleich passiert etwas Schlimmes! Ich erlebte Mutter stets angespannt und sichtbar unglücklich, ihr Leben empfand sie als freudlos. Vater betäubte sich mit unermüdlicher Leistung und Alkohol. Immer öfter ließ er ungehemmten Wutausbrüchen freien Lauf, die unsere Mutter und auch uns Kinder mit brutaler Wucht traf.

Viele schwere Erlebnisse hatten unsere Eltern hinter sich. Sie gehörten zu den Kriegskindern, die ihr Leben bewältigt haben, indem sie aktiv nach vorne dachten. Aber im Alter ist bei unserer Mutter die Traumatisierungen wieder zutage getreten und hat sich in psychischen Symptomen und Verhaltensauffälligkeiten geäußert. Sie durchlebte Ängste, richtig schlimme Panikattacken und Depressionen, auch ihre funktionellen Körpersymptome, zum Beispiel Morbus Crohn und schwere Diabetes können mit ihren erlebten Kriegstraumata zusammenhängen.

Kinder der Gewalt



Foto: unbekannt

Welche Schrecken haben unsere Eltern mit sich herumgetragen? Wurden unsere Eltern schon als Säuglinge sich selbst überlas-

sen und ohne stabile Beziehung aufgezogen, wie es das Buch „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ von 1934 empfiehlt? Befolgten ihre Mütter den verheerenden Erziehungsratgeber der österreichischen Ärztin Johanna Haarer, die davor warnte, das schreiende Kind außerhalb geregelter Zeiten aufzunehmen und zu trösten?

Unser Vater wurde im Jahr 1931 geboren. Da kamen die Nationalsozialisten gerade mal an die Macht. Er war bei Kriegsende 14 Jahre alt. Regelmäßige Schule kannte er vielleicht gar nicht. Einen großen Teil seiner Kindheit hatte er während des Krieges verbracht. Die Erfahrungen, die er machen musste, waren oft schrecklich gewesen. Bomben, Kämpfe, Verlust des Vaters, überforderte Mutter. Unsere Eltern, hatten als Kriegskinder in frühen Jahren oft Schreckliches erfahren, dass sie geprägt hatte. Vater und seine älteren Brüder mussten schon früh Verantwortung für sich, ihre Schwester und ihre Mutter übernehmen. Oft konnten diese Kinder gar nicht trauern, nicht weinen, denn sie mussten widerstandsfähig und hart bleiben, sonst hätten sie nicht überleben können. Und nach dem Krieg hörte der Kampf ums Überleben nicht auf.

Vaters drei ältere Brüder waren bei der Wehrmacht oder in der Hitlerjugend. Sie übernahmen die Aufgabe der Eltern und mussten für ihn, den Jüngsten, ihre Schwester und ihre Mutter mit sorgen. Sein Vater war oft nicht da, er war Soldat und saß nach dem Krieg in russischer Gefangenschaft. Seine Mutter war durch die Situation überfordert und prügelte aus Verzweiflung oft erbarmungslos auf ihren Jüngsten ein. Hilfen gab es keine, er musste bereits in jungen Jahren sich irgendwie selbst helfen. Er lernte rücksichtslos zu sein, strolchte umher, immer auf der Suche nach etwas Essbarem für seine Mutter, Schwester und für sich selbst. Eine Kindheit hat er nicht erleben dürfen, Angst vor dem Verhungern, Erfrieren und den heftigen Schlägen seiner Mutter begleiteten ihn. Er lernte schnell, dass nur der Stärkere im Krieg und nach Kriegsende überlebte, und so schlug er brutal zu und sich nahm was er kriegen konnte.

Viele Kriegskinder taten sich zusammen, um gemeinsam überlebensfähiger zu sein. So entstanden richtige Kinder- und Jugendbanden. Viele wurden auch kriminell durch Geschäfte auf dem Schwarzmarkt. So wurden auch viele Kinder zwischen acht und vierzehn Jahren wegen Diebstahl und Einbruch fest-

genommen. Nicht alle dieser Kinder waren Waisen. Oft waren es auch die Mütter, die Kinder auf den Schwarzmarkt schickten, um Essbares zu ergattern. Die Not war einfach zu groß. Mein Vater war gewieft im Organisieren von lebensnotwendigen Dingen für sich und seine Mutter und später auch für unsere Familie. Stolz erzählte er uns Kindern von seinen Raubzügen und brutalen Schlägereien um etwas Essbares, bei denen er immer als Sieger hervorging.



Foto: unbekannt

Unsere Eltern haben den Zweiten Weltkrieg als Kinder erlebt und überlebt. Über ihre schrecklichen Erlebnisse zu sprechen, viel dieser Generation nicht immer leicht, sie stürzte sich in den Wiederaufbau. An uns Kriegsenkel haben sie die Rastlosigkeit, gepaart mit wenig Empathie für sich selbst, vererbt. Unsere Eltern überlebten am Ende zwar den Krieg, auch äußerlich unversehrt, doch über das, was sie erlebt hatten, wurde nicht gesprochen: Vater, der als kleiner Junge, während den Fliegerangriffen im Luftschutzkeller zwischen schreienden, weinenden Erwachsenen ausharren musste. Mutter, die vor Tieffliegern auf offenen Feldern davonrannte oder von den Flüchtlingen erfrorene Babys am Straßenrand fand.

Über Angst, Schrecken und Entbehrung wurde lange nicht gesprochen. Die schrecklichen Erlebnisse der 1928 bis 1949 Geborenen passten dann auch schnell nicht mehr in die schöne neue Wohlstandswelt, an der sie in den 1950er- und 60er-Jahren so emsig mitgebaut hatten. Ihr rastloser Fleiß fand sich später in den Nachkommen, etwa in den Jahrgängen 1950 bis 1975 wieder: Eine Generation, in der sich viele ähnlich rastlos verhalten wie ihre Eltern, unerbittlich gegen sich selbst: "Ich habe gar keine Zeit!", "Ich habe so viel Stress" – vielgehörte Sätze dieser Generation. Woher kommt die fehlende Empathie sich selbst gegenüber?

Viele Redensarten unserer Eltern mit denen sie als Kinder selbst großgezogen wurden, gaben sie an ihren Kindern weiter. "Das hat uns auch nicht geschadet", sagten unsere Eltern, wenn es um Lehrer ging, die Erstklässler so ruppig behandelten, dass diese weinend aus der Klasse laufen. "Das tut doch gar nicht weh!", hört man auch heute noch auf dem Spielplatz, wenn ein Dreijähriger weint, weil er hingefallen ist. "Du hast noch keinen Hunger, Stillzeit ist erst in einer Stunde", belehren heute noch junge Mütter ihr Baby mit Blick auf die Uhr.

Gelernt ist gelernt: Woher sollten es diese Lehrer und unsere Eltern auch anders wissen? Sie sind mit den "Glaubenssätzen" und "Erziehungsregeln"

der Eltern aus der NS-Zeit groß geworden, und haben diese selbst noch erfahren. Hitlers Maxime, dass der Deutsche hart zu sich selbst zu sein hat – "hart wie Kruppstahl", hat sich tief in die deutsche Kinder- und Säuglingserziehung eingeschrieben.

Sie tragen die nationalsozialistische Handschrift von Johanna Haarer, einer Ärztin und Mutter, die 1934 den wichtigsten Erziehungsratgeber jener Zeit schrieb: "Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind". Die überzeugte Nationalsozialistin verurteilte in ihren Ratschlägen elterliche Zärtlichkeit zu Babys als "Affenliebe" und warnte vor den Großmüttern, die Enkel "verzärteln", wenn sie weinende Babys auf den Arm nehmen. Haarers Erziehungstipps überlebten den Krieg und war in der Bundesrepublik ab 1949 unter dem leicht geänderten Titel "Die Mutter und ihr erstes Kind" zu kaufen. Eine letzte Ausgabe erschien 1996.

Wir waren sechs Geschwister, die alle zwischen 1950 und 1963 geboren wurden und hatten Eltern, denen wir es nie recht machen konnten. Sie unterdrückten alle Gefühle und hatten vor allem große Lebensangst und ein enormes Sicherheitsbedürfnis. Während und nach dem Krieg waren sie in den meisten Fällen mit ihren seelischen Verletzungen allein gelassen worden und hatten gelernt, ihre Gefühle unter Verschluss zu halten. Uns, ihren eigenen Kindern blieben sie dadurch fremd.



Foto: unbekannt

Der emotionslose Umgang unserer Mutter mit uns Kindern lag darin begründet, dass die damals herrschende Moral, grundsätzlich die Frauen für unberechenbar und leichtfertig hielt. Wenn ihre Kinder geschlagen und gequält wurden, so gab es keine Einrich-

tungen und Experten, die sich um das Kindeswohl kümmerten. Wenn heute ein Kind nicht gut genährt ist oder ein Gewaltverdacht im Raum steht, wird schnell eingegriffen. Das war damals nicht der Fall. Doch so hart unsere Geschichten heute auch klingen mögen, es war nicht immer böse Absicht. Es fehlte auch an Wissen und Vorstellungskraft. Der Begriff Trauma war nicht einmal bekannt. Es gab für betroffenen Familien keine Hilfe und die Kinder waren auf sich allein gestellt.

Kinderheim des Grauens

Das Heim, in dem mein Stiefbruder untergebracht wurde, war Selbstversorger. Die Kinder, zwischen 4 und 14 Jahren, mussten täglich mehrere Stunden arbeiten: in der Küche, beim Kartoffelschälen, in den großen Gartenanlagen, im Gewächshaus, im Park oder in den Ställen bei den Schweinen und Hühnern. Der Tag begann mit der Arbeit vor dem Frühstück. Jeden Morgen alle Räume, Staub wischen, fegen, wischen, bohnen. Erst danach ging es in den Speisesaal zur täglichen Haferschleimsuppe mit Brot zum Reinbrocken. Gessen wurde von Blechtellern. In der Saisonzeit, wenn zum Beispiel das in der damaligen Zeit noch übliche Rüben vereinzeln, Heuwenden oder Kartoffeln lesen notwendig war, wurden die Kinder mit einem Traktor geholt und zu den Feldern gefahren. Die Schule fiel dann aus. Das Geld, was es dafür geben sollte, haben die Kinder nie gesehen. Versprochen war ihnen eine Mark pro Tag. Bekommen hat die Heimleitung fünf Mark pro Tag und Kind.



Foto: unbekannt

Doch manchmal gab es auch Solidarität mit den Schwächeren. Gemeinsam gegen das menschenverachtende System der Erzieher. Die Kinder waren sich einig, dass es nicht in Ordnung war, Bettnässer mit dem nassen Laken über dem Kopf Spießruten laufen zu lassen. Sie richteten einen Weckdienst für die betroffenen

Kinder ein und so sorgten sie dafür, dass diese Jungen rechtzeitig auf die Toilette gebracht wurden. Solidarität war auch dann möglich, wenn es gegen die Erzieher ging: zum Beispiel, wenn entdeckt wurde, dass ein Junge in der Vorratskammer genascht hatte. Obwohl jeder wusste, wer es gewesen ist, schwiegen alle. Da saßen dann 50 Kinder zur Strafe einen ganzen Sonntag von morgens bis abends, ohne Essen, mit dem Finger auf dem Mund und sagten nichts.

Wären die grausamen Schläge, Körperverletzungen, sexueller Missbrauch, Vergewaltigung oder die Freiheitsberaubung im sogenannten Besinnungszimmer an einem Erwachsenen verübt worden, so wäre es als eine Straftat oder sogar als ein Verbrechen geahndet worden mit hoher Strafe und mehrjährigem Gefängnisaufenthalt. Aber die Kinder in den „Heimen des Grauens“ waren den Sadisten und ihren perversen Neigungen hoffnungslos ausgeliefert. Es gibt nichts, was als Rechtfertigung für die menschenverachtenden Taten gelten könnte.

Der Spruch: „Die Zeiten waren damals so.“ stellt eine unverschämte Verharmlosung von Verbrechen wider die Menschlichkeit dar. Bereits 1950 heißt es in einem Erlass des Sozialministeriums in NRW bezogen auf körperliche Züchtigung: „...dass ich nunmehr anordnen kann, dass auf dieses Strafmittel

völlig verzichtet wird. Ich bitte daher aus allen Hausordnungen, soweit darin noch die Möglichkeit einer körperlichen Züchtigung vorgesehen ist, diesen Passus zu streichen.“

Die jungen Seelen sollten gebrochen werden, dass war der damalige Erziehungsstil. Ordnung und Unterwerfung. Mein Bruder, der kleine Junge, wurde mit Essensentzug, Kaltduschen, sinnlosen Arbeiten und mit Isolation bestraft. Sein Bettnässen sollte mit Elektroschocks geheilt werden. Er wurde mit Schlafentzug, Sprechverbot, sexueller Gewalt und ständigem Missbrauch gequält. Otto konnte sich nicht wehren. Er war den grausamen Erziehungsmethoden schutzlos ausgeliefert und verstand oft nicht was mit ihm geschah. Kinder suchen die Schuld für das erlittene Unrecht immer zuerst bei sich. Aber in seine kleine wunde Seele sind in dieser frühen Kinderzeit die ersten Saatkörner von Wut und Hass entstanden.

Angst, Wut und Schmerz

Der Schatten des Dritten Reiches mit seinem Krieg hat auch die Kindheit meines 1950 geborenen Bruders erreicht. Seinen biologischen Vater hat er niemals kennen gelernt. So wie unsere Mutter war auch er auf der Suche nach der verlorenen Kindheit. Vater, Mutter, Kind, das war für unsere Mutter und für ihr uneheliches Kind der Inbegriff einer heilen Welt, die sie sich sehnlichst wünschten. Dieser Wunsch ging nie in Erfüllung. Wir erlebten eine Kindheit, die geprägt war von Angst, Bedrohung, Unsicherheit und Zerstörung.

Otto hat sein Leben lang die Nähe zur Mutter gesucht, die sie niemals zulassen konnte. Da er von klein auf im Heim aufgewachsen war, wusste er zunächst gar nicht wer seine Mutter ist. Zu ihr blieb eine große Fremdheit, die auch noch da war, als der Junge mit fünf Jahren aus dem Heim geholt wurde. Mutter hatte meinen Vater kennen gelernt und als sie von ihm schwanger wurde, heirateten sie schnell, um sich nicht dem Gerede der Leute auszusetzen. Otto, der uneheliche Sohn, wurde aus dem Heim geholt und bekam den Namen meines Vaters damit die „Schande“ meiner Mutter in der Nachbarschaft nicht auffiel. Nun erlebte mein kleiner Bruder zum ersten Mal eine Familie. Da waren plötzlich Vater, Mutter und ein kleines neugeborenes Brüderchen.



Foto: unsere Eltern mit Baby Klaus, vorne von links Edgar, ich, Otto

Wegen dem lange herrschenden Wohnungselend wurde damals unserer Familie in einer Nachkriegsbaracke 2 Zimmer von insgesamt knapp 30 Quadratmeter zugewiesen. Plumpsklo und Küchennutzung musste sich mit mehreren anderen Familien geteilt werden. Heizmaterial war sehr knapp und in den kalten Wintern starben vor allem neugeborene Babys und Alte an Unterkühlung. Noch bedrückender war die mangelhafte Ernährungslage mit einem pingelig genau festgelegten Anspruch auf Lebensmittelmarken. Mutter schaffte es aus den mühsam erworbenen und immer gleichen Lebensmitteln ein genießbares Essen für die Familie zu gestalten.

gestalten.

Fast jedes Jahr war unsere Mutter schwanger und so kamen 1955, 1957, 1958, 1959 und als Nachzügler 1963 zu ihrem Erstgeborenen, der 1950 zur

Welt kam, weitere fünf Kinder in die Familie. Das Kind, das 1956 geboren werden sollte, erlitt eine Todgeburt. Ich erblickte 1957 am Rosenmontag um 5:45 Uhr mit Hilfe einer Hebamme das Licht der Welt. Die Geburt fand in der kleinen Barackenwohnung statt. Unserer Familie wurde dann eine kleine Wohnung mit Bad zugewiesen. Und so zogen wir auf der gleichen Straße von der engen Nachkriegsbaracke ein paar Häuser weiter in eine etwas größere Erdgeschoss-Wohnung.



Foto: Meine Eltern mit mir bei der Taufe

So lebte ich mit fünf Geschwistern und unseren Eltern in einem kleinen Ort im Sauerland. Unsere ca. 50 qm kleine Wohnung befand sich auf einer Straße mit langgezogenen Häuserreihen, die dort nach dem Krieg in Schnellbauweise entstanden sind. Unsere Eltern ließen uns alle in der ortsansässigen Kirche taufen, in der wir auch konfirmiert wurden.

Vater erzählte manchmal, dass ich die Einzige war, die als Baby einen Schnuller zum Einschlafen brauchte. Und als er einmal mit Mutter abends ausgehen wollte, war der Schnuller nicht aufzufinden und ich brüllte mir die Seele aus dem Leib. Er erinnerte sich lachend, dass ich angeschnallt im Kinderwagen stand, den Griff fest in beide Hände und wutentbrannt an dem Korbwagen rüttelte. Um mit Mutter doch noch auszugehen, musste er bei unserem Krämerladen im Dorf einen neuen Schnuller für mich kaufen. Der Laden war bereits geschlossen, aber die Ladenbesitzer wohnten über dem Geschäft und so sprang mein Vater über den Zaun, klingelte und kaufte den heißersehten Schnuller. Er hörte mich schon von weitem schreien und lief so schnell er konnte zurück. Ich mochte diese kleine Geschichte sehr gerne, zeigte sie mir doch, dass mein Vater auch fürsorglich sein konnte und ich ihm nicht völlig egal war.



Foto: Kinderwagen 50er Jahre

Zu der drei-Zimmer-Wohnung gehörte ein angrenzender kleiner Gemüsegarten und eine Gemeinschaftswiese mit Wäscheleinen und Teppichklopfstangen. Es gab ein kleines Kinderschlafzimmer, in dem rechts und links an der Wand jeweils ein Etagenbett stand. Ein Hochbett

war für meine beiden älteren Brüder und das zweite Hochbett für meine Schwester und mich. Der Abstand zwischen beiden Etagenbetten betrug ca. 50 cm. Geradeaus an der kurzen Wand direkt unter dem schmalen Fenster stand ein Kinderbett mit Gitter für meinen jüngeren Bruder und hinter der Tür war ein schmaler Hochschrank mit Vorhang und Leiter. Dieser wurde von Vater selbst gebaut und dort hatte jedes Kind sein eigenes Regal für Kleidung.

Jeder war dafür verantwortlich, dass seine Kleidung sauber und ordentlich im Schrank untergebracht war. Vater kontrollierte das regelmäßig und warf

dabei fast immer alle Kleidung durch das Zimmer. Wir waren ängstlich bemüht mit unseren kleinen ungeschickten Kinderhänden die Sachen zusammenzusuchen, ordentlich zu falten und wieder in die einzelnen Fächer einzusortieren. Manchmal folgte eine Strafe für die angebliche Unordnung und wir mussten ohne Abendessen sofort ins Bett. Wir widersprachen nicht, sondern beeilten uns ins Bett zu kommen, um körperlicher Gewalt aus dem Weg zu gehen. Mucksmäuschenstill verkrochen wir uns unter unseren Decken.

Es gab in dieser Wohnung eine kleine Wohnküche, in der unser Leben abspielte und wenn man durch die Wohnküche ging, befand sich auf der linken Seite ein kleines Elternschlafzimmer. Kinderzimmer, Bad und Wohnküche erreichte man über einen winzigen Flur. Das Badezimmer lag gegenüber dem Kinderzimmer. Die Zimmertüren waren abends immer geschlossen. Nach dem Abendbrot um 18 Uhr mussten wir Kinder alle ins Bad und danach sofort zu Bett. Das Fenster wurde abgedunkelt und wir durften keinen Laut mehr von uns geben. Es war uns auch von Mutter verboten, nachts die Toilette aufzusuchen. Heute weiß ich, dass Mutter uns vor dem betrunkenen Vater schützen wollte, der seinen Zorn nicht unter Kontrolle hatte.



Foto: Ottos Einschulung in die Wiechernschule Lendringesn

Otto hatte schon im Heim viele Grausamkeiten über sich ergehen lassen müssen und war voller Hoffnung auf die Wärme und Nähe seiner Mutter. Doch sie war nicht in der Lage ihrem Erstgeborenen diese lebensnotwendigen Bedürfnisse zu erfüllen. Er erlebte auch hier brutale Gewalt, die von seinem Stiefvater ausging. Das Schlimmste war, dass seine Mutter ihn nicht beschützte, sondern ihn sogar manchmal auslieferte. Das war eine ihrer Möglichkeiten die Schläge von sich selbst abzuwenden.

Zu oft griff das Unheil nach meinem Bruder. Einzelne Szenen von Gewalt und Misshandlung in häuslicher Umgebung haben sich fest in mein Gedächtnis eingepreßt. Jedes Mal, wenn sich meine Erinnerungen melden, erschrecke ich vor dem, was damals in unserem Elternhaus geschah. Viele dieser grausamen Erinnerungen sorgen immer wieder für Herzschmerzen und lassen mich auch nach über 60 Jahren noch weinen.

Ruhig war es in der Wohnung, wie jeden Abend lagen wir in unseren Betten und unsere Mutter ermahnte uns still zu sein. Jedes Mal sagte sie unheilvoll, dass wir ja wüssten was sonst passieren würde. Ich weiß nicht mehr ob ich das wusste aber in dieser Erinnerung bin ich ca. 5 Jahre alt und wagte an diesem Abend kaum zu atmen. Angestrengt lauschte ich in das Dunkel, hörte den beruhigenden Atmen meiner Geschwister und ab und zu leise Geräusche aus der Wohnküche. Mutter erledigte den Abwasch und räumte auf, bevor Vater nach Hause kam.

An dem Abend in meiner Erinnerung hörte ich, dass Vater mit lautem Gepolter die Haustür aufschloss. Wieder einmal war er betrunken und der Kneipengeruch zog bis hinter die verschlossene Tür des Kinderzimmers. Mein Körper erstarrte und auch der Atem meiner Geschwister war kaum noch zu hören. Vermutlich waren auch sie erstarrt und voller Angst vor dem betrunkenen Vater. Zischende Laute mit mühsam unterdrückter Wut drangen durch die hellhörigen Wände. Leises Wimmern und die erstickte weinerliche Stimme meiner Mutter war zu hören. Und dann öffnete sich leise die Zimmertür. Mutter schlich sich an meinem Bett vorbei und beugte sich zu meinem ältesten Bruder, der grade 11 Jahre alt war. Ich hörte ihre Worte, mit denen sie flüsternd meinen Bruder aus dem Bett holte und mit aus dem Zimmer nahm. Die Tür wurde wieder verschlossen. Alles geschieht völlig ruhig so als ob sie nicht merkte, dass keines ihrer Kinder schlief, sondern alle äußerst angespannt mitbekamen was nun geschehen sollte.

Sie schob den Jungen, der kein Wort sagt, in die Wohnküche. Nun stand er wieder einmal ohnmächtig, sprachlos, zitternd vor der unfassbaren, brutalen und unbeschreiblichen Gewalt unseres Vaters. Ich hörte unendlich lange das dumpfe Geräusch der erbarmungslosen Fäuste auf den Körper des hilflosen Kindes, die unterdrückten Kinderschreie, schmerzhaftes Wimmern, gnadenloses Poltern und dann endlich die gequälten Worte unserer Mutter: „Hör auf... hör endlich auf“. Plötzlich ist es ruhig... beängstigende Stille.

Kurz darauf wird die Kinderzimmertür wieder geöffnet. Mutter macht das Licht kurz an und schickt Otto schnell in sein Bett. Wir stellten uns nicht mehr schlafend, sondern schauten mit erschrockenen Augen Mutter und Otto an. Mutter befahl uns mit leiser, scharfer Stimme das Gesicht zur Wand zu drehen und alles sofort zu vergessen. Lange höre ich noch das leise Weinen meines Bruders, zu gerne wäre ich zu ihm in sein Bett gekrochen, um ihn zu trösten. Aber das traute ich mich nicht. Nicht auszudenken was passiert wäre, wenn unser Vater Bruder und Schwester zusammen im Bett gesehen hätte. Über diesen Vorfall wurde nie in der Familie gesprochen... zu mindestens kann ich mich nicht daran erinnern.



Foto: Vater mit Edgar, Klaus, ich und Otto.

Otto war das uneheliche Kind unserer Mutter. In den Augen unseres Vaters der Bastard, das Nichts, das unleidliche und schwer erziehbare Stück Dreck, das es galt täglich zu entwerten, zu schlagen und mit Verachtung zu strafen. All die Prügel und erniedrigenden Worte sorgten dafür, dass er fast seine gesamte Kindheit unter unmenschlichen Bedingungen leben musste und täglich Angst vor den unberechenbaren Wutausbrüchen unseres Vaters hatte. Er schlug ihn oftmals fast tot, trat ihm in den Bauch und gegen den Kopf,

erklärte den Lehrern er wäre gefallen und würde lügen, sollte er etwas anderes erzählen.

Wie hat mein Bruder das überlebt und was hat sich bei ihm eingeprägt? Die schlimmsten Wutausbrüche unseres Vaters erlebte er im Beisein der Mutter, die ihn nicht schützen konnte. Sie lieferte ihn sogar aus, um selbst die Wut nicht abzubekommen. Unsere Kindheit war geprägt von unkontrollierten Wutausbrüchen des Vaters und der stummen Hilflosigkeit unserer Mutter. Wüste Beschimpfungen und brutale Schläge wegen Kleinigkeiten. Wir sind morgens aus dem Haus gegangen und hatte Angst nach Hause zu kommen, weil wir nicht wussten, ob Vater mit wutverzerrtem Gesicht auf einen von uns wartete und eine Strafe ansteht. Mutter nutzte sogar unsere Angst vor den brutalen Attacken des Vaters aus. Sie drohte uns mit ihm, wenn wir nicht gleich taten was sie von uns forderte.

Es gab niemals eine entspannte Phase in unserer Kindheit. Die Grundeinstellung unserer Eltern war es, die uns tief geprägt hat. Das war ein Gefühl von immerwährender Bedrohung. Es konnte keine Ruhe geben, keinen Frieden, keine Entspannung, keine Sicherheit. Es ist besser jederzeit auf das Schlimmstmögliche gefasst zu sein.

Alle Nachbarn wussten, wie brutal unser Vater mit seinen Kindern und seiner Frau umging. Manchmal schauten sie uns mitleidig an, oft ignorierten sie uns, aber immer schwiegen sie und ließen uns in unserem Leid allein. So wie sie es offensichtlich als Kriegskinder auch von ihren Eltern gelernt hatten.

Spiele auf der Straße



Foto: die große Wiese in unserer Nachbarschaft in Lendringens.

Wir verbrachten unsere Kindheit wegen der Enge der Wohnung auf der Straße. Allein auf uns gestellt wuchsen wir inmitten vieler Nachbarskinder auf, die es besser hatten. Wir bauten Drachen aus dünnen Latten und buntem Pergamentpapier, malten ihnen lustige Gesichter und hängten lange Papierschwänze dran. Es war eine Freude, wenn das selbstgebastelte Ungetüm am Himmel schwebte.



Foto: unbekannt

Klettergerüste wurden direkt in Beschlag genommen und mit den Spielgeräten von heute verglichen, waren die damaligen Stangentürme alles andere als sicher. Manchmal stürzten wir ab, standen wieder auf, wurden von den älteren Kindern nach Verletzungen abgesucht und spielten dann weiter. Kein Kind kam auf die Idee wegen einer Schramme oder einer blutigen Nase das Spiel zu unterbrechen und nach Hause zu laufen. Wir kümmerten uns umeinander und halfen da, wo Hilfe gebraucht wurde.



Foto: So machte es auch meine Freundin Karin aus Lendringens

Als die ersten Rollschuhe ihren Weg in unsere Nachbarschaft fanden, war es eine helle Freude den mutigen Kindern zuzusehen. Mit kreativen Einfällen wurden die stark beanspruchten Körperteile geschützt, die sich bei einem Sturz schmerzhaft verletzen konnten. Aber auch ein aufgeschlagenes Knie oder eine blutige Schramme am Ellenbogen hielt uns nicht davon ab mit den Rollschuhen die Straße runter zu sausen. Der Autoverkehr war so gering, dass wir deswegen unser Spiel kaum unterbrechen mussten.



Foto: Nachbarsjunge

Der einzige Roller in der Nachbarschaft gehörte Dieter. Er war der stolze Besitzer und genoss unsere Bewunderung. Ich glaube, dass er Unmengen an Schokolade und anderem Süßkram eingeheimst hatte, damit jeder mal das heißbegehrte Gefährt auf Gummirädern für eine wackelige Spritztour benutzen durfte. Schon in jungen Jahren zeigte sich bei einigen Jungen unserer Straße ihr Talent lohnende Geschäfte zu ihrem Nutzen abzuschließen.



Foto. Werbespot Bärenmarke

Nach und nach zogen die Fernseher und die Telefone in unserer Nachbarschaft ein. Leisten konnten sich das nur die Leute, denen es finanziell einigermaßen gut ging. Wir gehörten lange nicht dazu. Ein besonderes Erlebnis war es immer, wenn uns die Nachbarin aus dem Nebenhaus durch das Fenster zurief, dass wir schnell kommen sollten, weil die Werbung mit dem Bären grade lief. So versammelten sich manchmal zehn Kinder und mehr an ihrem geöffneten Fenster und versuchten einen schnellen Blick auf die Werbung mit der Bärenmark-Dosenmilch zu erhaschen. Ein paar Sekunden lief der sprechende Bär über die Wiese und schüttete eine Kanne Milch in die bunten kleinen Dosen: „Nichts geht über Bärenmarke, Bärenmarke zum Kaffee! „

Kinder der 50er und 60er Jahre lebten schon noch ein bisschen anders als Kinder heute. Vieles können wir uns gar nicht mehr vorstellen. So saßen sie in Autos, in denen es weder Sicherheitsgurte noch Airbags gab, keiner machte sich Gedanken darüber. Gut, die Autos fuhren noch nicht so schnell, waren auch noch nicht so zahlreich. Bei Urlaubsfahrten rauchten die Väter im Auto, während viele Kinder mit bleichem Gesicht auf der Rückbank saßen. Kaum jemand dachte darüber nach. Nicht nur im Auto wurde geraucht, egal wo, nur wenige dachten dabei an den Schaden, den das Rauchen gerade bei Kindern anrichtet. Das blieb auch eine ganze Weile noch so, auch in den 60er und 70er Jahren wurde ohne Rücksicht auf Kinder überall geraucht.

Kinderschutz in Steckdosen, Putzmittel mit Kindersicherung, Medikamente mit geschütztem Drehverschluss: Fehlanzeige! Und wer trug schon einen Fahrradhelm? Seifenkisten wurden gebaut und so manchmal dabei die Bremse vergessen. Dafür lieferten sich die Kinder Wettrennen um Wettrennen, und wo blieb hier der Helm? Kinder verließen am frühen Morgen die Wohnung, spielten am Mittag auf der Straße und kamen am Abend irgendwann einmal heim. Keiner fragte so genau nach, wo sich die Kleinen mal wieder herumgetrieben hatten.



Foto: Nachbarskinder

Kinder verabredeten sich mit Freunden in der Schule und gingen spielen, es gab kaum Eltern, die ihre Kinder zum Termin hinfuhren oder sie abholten. Kinder bolzten auf der Straße und keine Mutter fuhr sie zum Auswärtsspiel am Samstag. Ballettunterricht und Musikstunde konnten sich nur die wirklich reichen Leute leisten. Der Rest turnte an der Teppichstange auf dem Hof, baute Höhlen im Wald und dachte sich ganz viele Spiele aus.

Die Kinder spielten, stritten und prügelten sich auf der Straße und die meisten Eltern waren der Meinung, Kinder hätten ihre Probleme selbst zu lösen und mischten sich deshalb gar nicht ein. Die Kinder aßen Kekse und Butterbrote und wurden nicht dick. Das Wasser kam oft noch aus dem Wasserhahn. Schokolade und all die tausend weiteren Süßigkeiten waren etwas Besonderes und oft genug noch ein seltenes Geschenk. Doch die wenigsten Kinder waren dick.

Ob das alles besser war, wie die Erwachsenen heute oft gerne behaupten, ist schwer zu sagen. Erwachsene machen die Vergangenheit manchmal schöner und besser als sie je war. Manches war vielleicht besser, anderes war für Kinder einfach nicht so schön - auch wenn es aus der zeitlichen Distanz ja nicht so schlimm war.



Foto: Ich mit Nachbarskindern im Garten der kleinen Wohnung in Lendringsen

Unsere Straße in dem kleinen Ort im Sauerland war für uns Kinder wie ein Spielplatz. Es gab nicht viel Autos und wir konnten auf der Straße gefahrlos mit Kreide Hüpfekästchen malen, mit dem Springseil oder mit dem Ball spielen. Auf einem freien Stück Wiese am unteren Ende der Straße spielten wir Fußball und lie-

ßen selbstgebaute Drachen steigen. Aus den offenen Fenstern drangen die Sportübertragungen aus den Radios, wo live aus den Fußballstadien kommentiert wurde. Im Sommer wurde die Blechwanne aus dem Keller geholt, mit Wasser zum Baden befüllt, das von der Sonne bis zum Nachmittag erhitzt wurde. Alle Nachbarkinder nahmen an der Badezeremonie teil und ich höre heute noch das Lachen und Kreischen.

Mit einem gellenden Pfiff holte unser Vater uns jeden Abend zum Abendessen von der Straße. Er stand in der Haustür und ließ nur einen langgezogenen Pfiff ertönen. Er fand es lustig, aber wir haben uns dabei jedes Mal geängstigt und erschrocken. Jetzt hieß es rennen was die Beine hergaben, um innerhalb von fünf Minuten mit gewaschenen Händen und Gesicht am Tisch zu sitzen. Wer zu spät kam musste auf das Abendessen verzichten, bekam eine saftige Ohrfeige noch dazu und musste sofort ins Bett. Alle Nachbarkinder reagierten auf den Pfiff unseres Vaters und schrien uns zu sofort nach Hause zu rennen. So als ob etwas furchtbar Schlimmes passiert wäre. Wir ließen alles stehen und liegen und rannten um unser Leben.

Mit Fleiß zum Wohlstand

Am Anfang der 60er Jahre war die Bundesrepublik Deutschland politisch und wirtschaftlich ein stabiler Staat. Aus den Trümmern der Niederlage von 1945 war ein neues demokratisches Deutschland entstanden. Bundeskanzler Konrad Adenauer hatte es durch die Mitgliedschaft in der NATO fest in die Gemeinschaft des Westens eingefügt. Die SPD wäre allerdings gern auf Angebote des Ostens zu Gesprächen eingegangen. Aber sie war in der Opposition. Die Bundesrepublik wurde von der bürgerlichen CDU unter Adenauer zusammen mit der kleineren liberalen FDP in einer sogenannten „Kleinen Koalition“ regiert. Die SPD war die zweite große Partei neben der CDU. Infolge des „Wirtschaftswunders“ in den 50er Jahren herrschte Anfang der 60er Jahre Vollbeschäftigung. Der Wohlstand wuchs. Die „Soziale Marktwirtschaft“ hatte sich bewährt. Das hieß, freier Markt, freier Handel, aber mit sozialer Verantwortung und Fürsorge auch für die Ärmern.

Adenauer und die CDU hofften, eines Tages den Kommunismus in der DDR beseitigen und die DDR mit der Bundesrepublik vereinigen zu können. Die USA unter ihrem neuen Präsidenten John F. Kennedy war jedoch nicht bereit, hierfür das Risiko eines Atomkrieges einzugehen. Die neue amerikanische Politik erkannte die „Koexistenz“ an, das heißt das Nebeneinander-Bestehen der beiden großen Machtblöcke des Westens und des Ostens. Im August 1961 errichtete die DDR an der Grenze zur Bundesrepublik und um Westberlin herum eine hohe Mauer, damit niemand mehr aus der DDR fliehen konnte. Wer trotzdem versuchte, heimlich über die Mauer zu klettern, wurde von der Grenzpolizei erschossen. Der DDR blieben so viele gute Arbeitskräfte erhalten, und langsam zog auch dort ein bescheidener Wohlstand ein.



Foto: Mutter mit Freundin, vorne von links Otto, ich und Edgar

Die Familie meiner Mutter lebte in der DDR in der Stadt Halle an der Saale. Es gab vor der Errichtung der Mauer vereinzelt Besuche von der Oma mütterlicherseits und einer Tante, die ich aber nicht mehr kennengelernt habe. Nach dem Mauerbau waren die Besuche nicht mehr möglich und der Kontakt brach zunächst ab. Später erhielt Mutter Briefe von ihren Schwestern, in denen sie um Kleidung, Kaffee, Schuhe und Sonstiges baten. Die DDR war bettelarm und es gab lange keine Aussicht auf ein besseres Leben. Mutter schickte ein-, zweimal Pakete mit Kleidung, die allerdings gebraucht und gestopft war. Wir waren selbst arm und konnten uns keine neue Kleidung leisten.

Mutter war geschickt darin aus alten und gebrauchten Kleidungsstücken für uns Kinder neue Schürzen, Röcke und Hosen herzustellen. Strümpfe, Mützen und Handschuhe strickte sie aus Wollreste, die sie geschenkt bekam. Haushalt war damals noch ein Vollzeitjob. Wäsche wurde auf dem Herd in einem großen Topf gekocht, zimal in einem kleinen Spülbecken ausgewaschen, auf der Wäscheleine im Garten oder Hof getrocknet und anschließend gebügelt. Löcher in den Socken wurden gestopft, verlorene Hemdknöpfe angenäht, zerrissenen Hosen und Jacken geflickt. Es wurde viel selbst genäht, gekürzt, verengt oder erweitert und gerissene Gummibänder ausgetauscht.

Als die Wünsche der DDR-Verwandschaft immer fordernder wurden, schrieb Mutter einen Brief, erklärte ihre eigene finanzielle Notlage und nannte diese auch als Grund, warum ihre Schwestern nicht weiter mit Paketlieferungen rechnen können. Die Verwandschaft glaubte ihr nicht und brach den Kontakt einfach ab. Ich weiß nicht, ob es meine Mutter traurig gemacht hat oder ob sie froh darüber war keine Bettelbriefe mehr beantworten zu müssen.

Vater schleppte viel von seinem Lohn in die Gastwirtschaft. So war das zu dieser Zeit, die Männer arbeiteten körperlich schwer in den Fabriken und trafen sich nach Feierabend in der nächsten Kneipe. Sie genossen den langsam wachsenden Wohlstand und bei Bier und Zigaretten redeten sie von ihren Erfolgen, von den Frauen und von der Politik.

Die Generation nach dem Krieg war ganz damit beschäftigt gewesen, Deutschland wiederaufzubauen. Als Tugenden galten deshalb Fleiß, Pflichterfüllung, Gehorsam, Achtung vor den öffentlichen Institutionen wie Schule, Polizei und Armee, Staat und Kirche. Auch in der Hitlerzeit davor waren die Deutschen zum Gehorsam erzogen worden. Damals fand das Familienleben vor allem am Wochenende und im Urlaub statt. Die wöchentliche Arbeitszeit sank im Laufe der 60er von etwa 48 auf 42 Stunden, je nach Beruf und Branche. Anfang der 60er war für die meisten Arbeitnehmer der Samstag noch ein Arbeitstag, zumindest der Vormittag. Es herrschte Vollbeschäftigung. Man hatte noch einen Beruf und keinen Job.



Fotos: Ich beim Schneeräumen



Foto: Klaus, ich und Gerlinde

Mutter entwickelte sich zu einer regelrechten Überlebenskünstlerin, die es schaffte mit viel Kreativität aus wenig viel zu machen. Eine winzig kleine

Wohnung mit Garten und fünf hungrige Kinder. Aber es gab immer etwas zu essen und ich kann mich auch nicht daran erinnern, dass wir gefroren hätten.

Die Zubereitung der Mahlzeiten war damals für unsere Mutter zeitaufwändig. Das Geschirr wurde in einer großen Schublade unter dem Esstisch, in der zwei große Schüsseln eingebaut waren, gesammelt und per Hand gespült und abgetrocknet. Nach dem Saubermachen und Staubwischen wurden die Möbel mit Möbelpolitur und die Böden mit Bohnerwachs behandelt. Samstags wurden die Bürgersteige, das Treppenhaus und der Keller gekehrt, was in der Regel meine beiden älteren Brüdern und ich erledigen mussten. Mutter war es sehr wichtig, in der Nachbarschaft als fleißige und saubere Frau gesehen zu werden. Diese Tugenden hatte sie in Hitlers Jungmädelsbund mit viel Disziplin und Gehorsam gelernt.



Foto: Badezimmer 50er Jahre

Jeden Samstag war bei uns Badetag. Dafür wurde in einem großen Badeofen Wasser gefüllt und mit Briketts und Holz geheizt. Wir fünf Kinder mussten mit einer Wannenfüllung auskommen. Nacheinander wurden erst die jüngeren Geschwister und dann durfte ich in das Badewasser und danach meine älteren Brüder. Vater ordnete an, dass mein Stiefbruder zuallerletzt baden durfte. Mutter sorgte dafür, dass wir uns alle beeilten, damit Otto nicht im erkalteten Wasser baden musste.



Foto: Kochherd und Heizofen 50er Jahre

In den bitterkalten Wintermonaten hielten wir uns in der kleinen Wohnküche auf. Dort wurde auf einem großen und breiten Feuerherd gekocht und gebacken. Er verbreitete wohlige Wärme in der Stube und wenn wir vom Schneeräumen auf der Straße durchgefroren waren, stellte Mutter Stühle vor dem Ofen, öffnete die große Backofentür, die neben der Feuertür angebracht war und wir legten vorsichtig unsere Füße da hinein.



Foto: von links Gerlinde, ich und Klaus

Manchmal sang Mutter mit uns alte Kinderlieder „Fuchs, du hast die Gans gestohlen...“, „Backe, backe Kuchen“, „Auf der Lauer auf der Mauer sitzt eine kleine Wanze“... und mehr. Es fühlte sich jedes Mal so warm und wunderschön an, wenn wir mit unserer Mutter ganz eng aneinander gekuschelt vor dem warmen Backofen saßen. Diese Momente von liebevoller Zuwendung waren sehr selten und haben sich ganz tief in mir eingepägt.



Foto: von links vorderer Reihe, ich, Gerlinde, Nachbarkind, Klaus. Hintere Reihe von links Edgar, Otto, Nachbarkinder aus Lendringsen.

Hinten im Garten stand immer ein riesiger Stapel Brennholz, Vater holte es mühsam mit einer Schubkarre aus dem Wald, trocknete es und dann wurden die Äste mit dem Beil zerkleinert. Er baute den runden Stapel stabil auf und meine beiden älteren Brüder halfen ihm dabei. Im Keller war Briketts gestapelt und auf einem Regal wurden Essensvorräte verwahrt. Der große Vorrat an Kartoffeln, Gemüse und eingekochtes Obst war der ganze Stolz unserer Eltern.



Foto: Lendringsener Nachbarschaft im Strebergarten.

Am oberen Ende der Straße, auf der wir wohnten, hatten sich viele Nachbarn ein Stück Garten gepachtet. Hier pflanzten sie Gemüse, Kartoffeln und Obst an. Oft sah man die Männer vor dem Gartenzaun stehen und jeder präsentierte stolz die Ergebnisse seiner Aufzucht. Einen jährlichen Wettkampf gab es um den größten Kürbis. Leider kann ich mich nicht an den ausgelobten Preis erinnern, aber ich glaube, dass dieser nebensächlich war.

Am Sonntagvormittag ging Vater in seinem besten Anzug, mit blank polierten Schuhen und viel Pomade im Haar zum Frühschoppen in die Kneipe. Die damaligen Gaststätten gaben den Arbeitern Gelegenheit, einmal aus dem harten Alltag mit schwerer Arbeit und enger Wohnung herauszukommen. Die Kneipe war auch ein Versammlungsort, an dem sich Organisierte und

Nichtorganisierte trafen, um ihren Feierabend zu genießen. Bei Schnaps und Bier mit der Zigarette in der Hand wurde an der Theke über die Arbeitswoche gesprochen, Witze erzählt oder auch über Politik gestritten. Pünktlich um 12:30 Uhr kam er angetrunken zum Mittagessen nach Hause. Wenn er keinen Streit in der Kneipe hatte, lief alles ruhig ab. Dann fand sich die Familie wieder ein, um gemeinsam das Sonntagsmahl zu genießen, das dann oft aus drei Gängen bestand.

Manchmal gab es am Sonntag Fleisch in Form von Schweinebraten mit Kartoffeln und Soße. Dazu je nach Jahreszeit eine frische Suppe, Salate oder frisches Gemüse und zum Nachtisch Obst, Pudding oder Götterspeise. Nach dem opulenten Mahl war Mittagsruhe angesagt, für Mutter etwas später, da sie erst den Haushalt wieder in Ordnung bringen musste. Vater legte sich zum Mittagsschlaf ins Bett und kurierte seinen Alkoholrausch aus. Wir Kinder waren wie immer draußen, damit Mutter zuhause in Ruhe wieder alles aufräumen konnte.

Nach der Mittagsruhe gab es Kaffee und Kuchen, selbstverständlich selbst gebacken. Ein Sonntag ohne Kuchen ist kein Sonntag, hieß es damals. Für die Eltern gab es Bohnenkaffee und für uns Kinder Malzkaffee. Gemahlen wurden die Kaffeebohnen noch selbst mit der manuell betriebenen Kaffeemühle. Der gemahlene Kaffee kam dann in einen Filter, direkt über die Kaffeekanne wo er mit heißem Wasser aufgebrüht wurde.

Den Bedürfnissen der Frauen, einen Feierabend zu genießen und der beschriebenen engen Wohnung und der ständigen Verfügbarkeit für die Kinder zu entkommen, wurde keine Bedeutung beigemessen. Die Frauen standen der Kneipe eher skeptisch gegenüber. Die gewachsene Struktur war eine verrauchte, alkoholgeschwängerte Männerdomäne. In den 50er Jahren, als der Fernseher Einzug in die Kneipe hielt und sie mehr und mehr den Charakter eines gemütlichen Wohnzimmers annahm, wurde die Kneipe vorübergehend zur Familienkneipe, in der auch Frauen gerngesehene Gäste waren. Diese Funktion der Kneipe als Ersatz für die heimische gute Stube hielt jedoch nicht lange an. Als immer mehr Fernsehgeräte in Privathäuser zogen, fand das gemütliche Zusammensein in den eigenen Wohnzimmern statt. Somit wurde die Kneipe überwiegend wieder den Vätern und Ehemännern überlassen.

Nicht alle Väter gingen am Sonntagvormittag in die Kneipe. Einige spielten mit ihren Kindern draußen, ließen Drachen steigen oder machten Ballspiele. Manche Väter gingen mit ihren Kindern spazieren bis das Mittagessen von den Müttern auf den Tisch gestellt wurde. Neidisch schaute ich auf meine Freundin Karin, wenn sie an der Hand ihres Vaters an mir vorbei ging. Sie hüpfte und lachte und ihr Vater nahm sie manchmal Huckepack und sprang wie ein Pferd über die Straße. Ich wollte auch mit meinem Vater so viel Spaß haben, traute mich aber nicht diesen Wunsch zu äußern.



Foto: Unsere Holzpantinen, die viel zu klein waren.

Ich muss ungefähr fünf Jahre alt gewesen sein und spielte wie immer vor dem Haus auf der Straße. Es war Sommer, ich trug Holzlatschen an den Füßen, die mir viel zu klein waren. Das Lederband war ausgedehnt und meine kleinen Füße rutschten durch, so dass ich mich mit den Zehen an die Holzpantine krallen musste, um sie nicht zu verlieren.

Dann sah ich Vater aus der Haustür kommen. In seinem besten Anzug mit blank polierten Schuhen. Ich sprang auf ihn zu und fragte: „Papa, wo gehst du hin?“ Er schaute auf meine Füße und antwortete: „Ich gehe spazieren und würde dich ja gerne mitnehmen, aber du hast ja keine Schuhe“. Sprach es und ging an mir vorbei, ohne sich noch einmal umzudrehen. Natürlich führte sein Weg in die nächste Kneipe zum Frühschoppen, er hatte niemals vor mit seiner kleinen Tochter spazieren zu gehen.

Ich setzte mich auf die Bordsteinkante und weinte bitterlich. Da sollte mein sehnlichster Wunsch, mit Vater spazieren zu gehen, in Erfüllung gehen und es scheiterte daran, dass ich keine Schuhe hatte. Ich gab mir die Schuld dafür. Dieses traurige Erlebnis hatte sich so tief in meine Seele eingegraben, dass ich die Auswirkungen noch viele Jahre später spüren sollte. Unbewusst musste ich jedes Mal Schuhe kaufen, wenn ich traurig war. Und ich war oft traurig und hatte deswegen einen Riesenberg von teilweise sehr billigen Schuhen. Über dieses Verhalten ärgerte ich mich immer wieder und war doch viele Jahre nicht in der Lage es zu verändern.

Der unkontrollierte Schuhkauf wurde zu einer zwanghaften Handlung, die ich mir zudem kaum leisten konnte. Ich glaubte, dass nur ich allein verantwortlich war für meine Traurigkeit. Dazu kamen Angst, Wertlosigkeit, Scham und Schuld. Mein zwanghafter Schuhkauf reduzierte die Gefühle, ich belohnte mich selbst mit ein paar neuen Schuhen. Erst in einer Therapie, in der ich begann, meine Kindheit aufzuarbeiten, wurde mir diese Verflechtung bewusst. Die Aufarbeitung machte mir die Zusammenhänge aus meiner frühen Kindheit bewusst und der Zwang löste sich langsam auf. Trotzdem habe ich, wie viele andere Frauen, mehr als genug Schuhe im Schrank. Nur jetzt kaufe ich sie mir mit Freude und nicht aus Zwang.

Schuldgefühle

"Du hast so viel mehr als wir damals." "Wir meinten es doch nur gut." "Sei nicht so undankbar." Meine Geschwister und ich wuchsen mit solchen Botschaften auf und entwickelten extreme Schuldgefühle, die uns auch noch als Erwachsene plagten. Wir durften uns nicht freuen und nicht glücklich sein, sonst wären wir zu Verrätern an unseren unglücklichen Eltern geworden. Die permanente Ausrichtung auf unsere Eltern ließ uns selbst emotional fremd bleiben. Wir wurden als Kinder nicht gesehen und entwickelten keinen Blick für unsere eigene Persönlichkeit. So haben wir Kinder früh gelernt, der eigenen Wahrnehmung zu misstrauen: Was ist bloß mit mir los, es ist doch alles gut?

Unsere Eltern waren unfähig zu trauern über das was ihnen in den Kriegsjahren geschehen ist. Sie mussten funktionieren, Leistung erbringen und durften keine Emotionen zeigen. Ihre Seelen waren betäubt, sonst hätten sie vermutlich die schrecklichen Erlebnisse nicht überlebt. Sie lebten in ständigem Zweifel, in ständiger Angst vor einem erneuten Ausbruch eines Krieges mit all seinen Grausamkeiten. Die Wut und die Trauer über die eigene verpasste Kindheit, die Gefühle von Hilflosigkeit, Einsamkeit und Angst. Sie haben uns nicht ihre Traumata vererbt, sondern deren Folgen.

Wie viele Angehörige der Geburtsjahrgänge 1950 bis 1965 wuchsen auch wir im zunehmenden Wohlstand auf. Doch er erschien unseren Eltern immerzu auf seltsame Weise gefährdet, ja unreal. Wer erlebt hatte, wie ein Reich in Staub zerfällt, dass tausend Jahre hatte währen sollen, der lernte zu misstrauen. Selbst ein abbezahltes Haus im Grünen, eine sichere Beamtenstelle und ein schickes Auto oder Motorrad in der eigenen Garage konnten nie den Zweifel tilgen, dass all das Schöne trügt. Die Vergangenheit erschien ihnen realer als die Gegenwart.



Foto: Taufpatin mit Klaus auf dem Arm neben Mutter und Vater. Vorne Edgar, ich und Otto.

Meine Eltern, die sogenannten Kriegskinder, spalteten Gefühle ab, die sie nicht verkraften konnten und hielten sich an den schönen Erinnerungen fest. Die Folge: Trügerische Ruhe, die sich in Depressionen oder scheinbar grundlosen Wutausbrüchen entlädt. Wenn meine Eltern wütend oder traurig waren, gaben wir Kinder uns die Schuld daran. Wir glaubten, dass wir immer wieder Fehler gemacht haben mussten und somit die Strafe verdient hatten. Woher sollten wir wissen, dass Vaters Wut und Mutters Traurigkeit nichts mit uns zu tun hatte. Wir wussten nicht, wie sehr sie in der Nazizeit, im Krieg

und durch die Hungersnot gelitten hatten.

Das Schweigen meiner Eltern wurde zur persönlichen Seelenlast und nahm mich bis ins hohe Erwachsenenalter gefangen.

Ich hatte ständig Angst unsere Mutter zu überlasten, wenn ich meine Bedürfnisse äußerte, also tat ich es nicht. Ich wartete geduldig, bis es etwas zu essen gab auch wenn der Hunger noch so groß war. Krankheiten wurden, soweit es möglich war, verschwiegen. Es war keine Seltenheit, dass ich mit Fieber zur Schule ging oder dass ich Verletzungen, die bei einer Rauferei entstanden waren, nicht erwähnte. Den unterschweligen Vorwurf meiner Mutter: "Was willst du denn jetzt schon wieder?" wollten ich nicht riskieren. Das würde doch nur meine sowieso schon starken Schuldgefühle vergrößern.

Als ich ungefähr 12 Jahre alt war, erlitt ich einen Unfall, bei dem ich noch schnell bei Rot über die Ampel laufen wollte und von einem anfahrenden Auto an der linken Hüfte erwischt wurde. Mein Bein bekam einen heftigen Schlag, so dass der Schuh in einem hohen Bogen auf die andere Straßenseite flog. Der Wagen bremste scharf ab und ich fiel auf die Straße, rappelte mich aber sofort wieder auf, humpelte auf die andere Straßenseite, griff nach meinem Schuh und machte mich so schnell wie möglich davon. Der Autofahrer rief hinter mir her, konnte aber so schnell sein Auto nicht parken, um nach mir zu sehen. Ich versteckte mich im angrenzenden Gebüsch und wartete mit starken Schmerzen, bis der Autofahrer weg war. Als ich humpelnd und mit schmerzverzehrtem Gesicht nach Hause kam, schlich ich mich sofort in mein Zimmer und versuchte die schmerzende Stelle an der Hüfte zu kühlen.

Am Abend wurde ich von unserem Vater nach unten gerufen. Vor der Haustür stand der Autofahrer, der einer unserer Nachbarn war und mich deshalb erkannt hatte. Er wollte sich nach mir erkundigen und war völlig überrascht, dass mein Vater von dem Unfall nichts wusste. Ich hatte ihm aus lauter Angst nichts erzählt und auch vor dem Nachbarn den Unfall vehement abgestritten. Der besorgte Mann war verwirrt und ließ es dann gut sein. Ein paar Tage später hat er mich noch einmal auf der Straße darauf angesprochen und auch dieses Mal stritt ich alles ab. Ich hatte einen Fehler gemacht als ich bei Rot über die Straße lief und musste deshalb mit einer Bestrafung durch meinen Vater rechnen. Ich hatte kein Vertrauen dem Nachbarn die Wahrheit zu erzählen, obwohl ich merkte, dass er sich echte Sorgen um mich machte. Es fehlte uns sowieso die elterliche Zuverlässigkeit und das Vertrauen. Bei uns ging es immer um Leben oder Tod.



Foto: Klaus und ich.

Unsere Kindheit bestand aus heimlichen Regeln und tiefsitzender Lebensangst. Wer Ärger, Angst oder Freude zeigte, musste dafür Strafe fürchten. Unsere Eltern waren keine verlässlichen Bezugspersonen und wir Kinder wussten nicht, wie wir uns Hilfe besorgen könnten. Ich bin unsere Eltern immer fremd geblieben und dennoch verspürte ich eine große Sehnsucht nach der Nähe zu meiner Mutter. Immer war da das Gefühl nirgendwo zu Hause zu sein. Eine innere Ruhe war kaum erreichbar und der enorme Leistungsdruck erstickte den

Wunsch im eigenen Leben angekommen zu sein. Trotz Höchstleistung stellte sich kein Gefühl der Zufriedenheit ein, stattdessen eine große Erschöpfung.

Ich beneidete die Menschen, die ihr Leben mit Leichtigkeit genossen, während ich unter der Schwere fast zusammenbrach. Eine tiefsitzende Verunsicherung, Selbstzweifel, das Gefühl der Einsamkeit und mein mangelndes Selbstwertgefühl erzeugten einen Hang zum Perfektionismus, begleitet von quälenden Selbstermahnungen, wie zum Beispiel: Stell dich nicht so an. Reiß dich mal zusammen. Dir geht es doch gut. Anderen geht es viel schlechter. Du hast doch alles.

Keine deutsche Familie ist von den Auswirkungen des Kriegs verschont geblieben. Seit Jahrzehnten herrscht darüber schweigen. Über die Angst wurde in unserem Elternhaus nicht gesprochen und es wurde auch nicht getrauert. Unsere Eltern verschlossen sich vor ihren Erinnerungen und damit vor sich und ihren Kindern. Wie können wir Kriegsenkel begreifen, dass wir traumatisiert sein könnten, wenn nicht einmal die Kriegskinder das von sich sagen?



Foto: Von links Edgar, ich, Klaus und Otto.

Wir haben gespürt, dass es unseren Eltern schlecht geht und übernahmen zum Teil die Verantwortung dafür. Glücklicherweise konnten wir unsere Eltern nur durch Leistung, Wohlverhalten und Unkompliziertheit. Bloß keine Probleme machen. Und wir fühlten uns zuständig für das Glück unserer Eltern. Jeder spielte seine Rolle, handelte nach dem Plan, entsprechend den Erwartungen unserer Eltern. Im Vordergrund

stand die Pflicht, nicht die Lust. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Und trotzdem konnten wir das Leid unserer Eltern nicht lindern und auch nicht heilen. Not, Leid, Wut, Schwere und Mühsal haben das ganze Leben unserer

Eltern bestimmt. Wir Kinder erlebten dies so, als würde uns unser Glück nicht gegönnt, als ob nichts gut sein darf.



Foto: Ich mit Schleifchen im Haar.

Wir wuchsen auf in einer Welt, in der es wirtschaftlich langsam besser ging, aber die Not unserer Eltern wurde verschwiegen. Die Angst vor einem erneuten Kriegsausbruch mit all seinen Schrecken war allgegenwärtig und trieb unsere Eltern tagtäglich zu enormem Leistungsdruck und Arbeitswut an. Wir Kriegsenkel kannten es nicht anders und übernahmen diese Verhaltensweisen. Bei mir führte es in die totale Erschöpfung und war Ursache für eine schwere Depression begleitet von einem lebensbedrohlichen Burnout.

Unseren Eltern fehlte es an Stabilität und Reife. In der wichtigen Phase der Pubertät mussten sie erwachsen sein und für ihre Eltern sorgen. In ihrer Identität und ihrem Lebensgefühl waren sie extrem verunsichert. Sie waren nicht in der Lage ihren Kindern ausreichend Halt und Orientierung zu geben. Es fehlte an Vertrauen in das Leben. Wir Kinder lernten, alles mit uns selbst auszumachen, niemanden zur Last zu fallen und keine eigenen Bedürfnisse zu haben.



Foto: Von links Otto, Klaus, ich, Edgar mit unserer Mutter.

Mutter wurde alles zu viel, was über das Alltägliche hinausgeht. Sie signalisierte still ihre Schwäche und Überforderung und erwartete von ihren Kindern Unterstützung. Mutter hatte gelernt, dass mütterliche Liebe nicht bedingungslos ist. Sie bestrafte uns bei Nichtgehorsam mit Schweigen und drohte mit der Bestrafung durch unseren Vater. So ertrug sie sich Zuneigung auf kindliche Art, weil sie selbst als Kind keinen eigenen Willen haben durfte und das gab sie so an ihre Kinder weiter. Die Folge war eine ständige Unsicherheit in der Bindung zu unserer Mutter.

Im Prinzip blieben wir uns, wie unsere Eltern, selbst emotional fremd. Otto und ich wurden nicht gesehen und empfanden uns als unerwünscht und lästig. Wir sind uns selbst fremd geblieben und lernten nicht mit unseren eigenen Gefühlen umzugehen. Wir verstanden nicht, dass wir ängstlich und traurig waren, weil uns kein Verständnis entgegengebracht wurde. Niemand hat uns die Wut unseres Vaters und die Resignation unserer Mutter erklärt.

Irgendwann haben mein Bruder und ich unsere Gefühle nicht mehr wahrgenommen und so konnten wir auch nicht mehr mitfühlen. Unsere Eltern haben ihre Emotionen schon sehr früh verdrängt und abgespalten und so wuchsen wir mit der inneren Kälte unserer Eltern auf. Umso mehr litten wir unter den unkontrollierten Wutausbrüchen unseres Vaters, der in seinem Zorn keine Grenzen mehr kannte und insbesondere auf meinen Stiefbruder einprügelte, bis er sich dann nicht mehr rührte. Er verbot ihm zu schreien, auch wenn die Schmerzen noch so groß waren. Jeder Schrei entfachte das Feuer der gnadenlosen Wut noch mehr.



Auf dem Foto von links: Otto, ich und Edgar.

Mein Bruder schrie schon lange nicht mehr, sondern ließ die Wutausbrüche stumm und resigniert über sich ergehen. Alle inneren und äußeren Empfindungen wurden im Laufe der Jahre abgetötet. Zu oft hatte er am eigenen Leib die Grausamkeiten erlebt und miterleben müssen wie seine Mutter ihn im Stich ließ. Sie konnte ihren Erstgeborenen nicht beschützen, weil sie selbst oft Opfer der in blinder Wut schlagenden Fäuste unseres Vaters wurde. Trug er Verletzungen davon, so brachte sie ihn zum Arzt, erzählte die Unwahrheit über die Ursache und konnte darauf vertrauen, dass der Arzt keine weiteren Fragen stellte. Wir Kinder waren hoffnungslos der Willkür unserer Eltern ausgeliefert. Es gab keine Stelle, die für den Schutz der Kinder verantwortlich war. Kindesmisshandlung war damals in der Gesellschaft geduldet und zog keine Strafe nach sich.

Aber auch unsere Mutter war, so wie wir Geschwister, ständig auf die Launen unseres Vaters ausgerichtet. Immer auf der Lauer vor dem nächsten Wutausbruch und immer voller Angst wen es als nächsten treffen würde. Auch als bereits Erwachsene war es für mich schwierig, mich von den Eltern abzugrenzen und Negatives klar zu benennen. Ich bezeichne das heute als eine schädliche Loyalität den eigenen Eltern gegenüber, die viel zu viel seelischen Schaden an ihren Kindern angerichtet haben. Bei mir führte es lange Zeit zu Blockaden, bremste mich aus und stand meiner eigenen Unabhängigkeit im Weg. Ich weiß nicht, ob unsere Eltern es nicht besser wussten und ob sie immer getan haben, was sie konnten oder ob sie einfach weggeschaut haben. Das Leid ihrer Kinder hat sie nie erreicht und Mitgefühl konnte sich die Kriegsgeneration nicht leisten, sonst hätten sie nicht überlebt.

Mädchen sind nichts wert

Ich kann mich nicht erinnern, dass ich jemals Kindergeburtstag gefeiert hätte. Schon sehr früh begriff ich, dass ich nicht zur Last fallen darf. Nach außen war ich bemüht, zu funktionieren: Ich schaffe keine Probleme, ich löse sie. Ich bin unkompliziert, ich bringe Leistung. Aber dahinter und daneben gab es das, was ich als Mädchen gelernt hatte: Ich bin nichts wert.

Meine Erinnerungen an meine Kindergartenzeit sind ein wenig diffus aber mein Unwille gegen die erzwungenen mittäglichen Schlafpausen auf Feldbetten ist mir in Erinnerung geblieben. Auch an diesem Ort hatten die Mädchen schon mit den Demütigungen der Jungen zu rechnen. Freches Verhalten der kleinen Burschen wurde bestraft, indem der Junge zur Strafe in der Ecke stehen musste. Die übrigen Jungen bewunderten den Störenfried für seine Tapferkeit und wollten es ihm gleichtun.

So wurden die Mädchen immer wieder Zielscheiben für die Frechheiten der Jungen. Sie lagen zum Beispiel arglistig auf dem Boden und täuschten ein Spiel mit Bauklötzchen vor. Sobald ein Mädchen vorbeikam, wurden ihm einfach die Beine weggezogen, so dass es laut schreiend hinfallen musste. Aber auch andere körperliche Attacken gegen Mädchen waren an der Tagesordnung. Der Kindergarten war für uns Mädchen kein geschützter Ort. Rückblickend beschreibt das eine Erinnerung, die schlicht und ergreifend in die Kategorie „Gewalt gegen Frauen“ fällt. Die fünfjährigen Jungen wussten es damals nicht besser und machten nur nach, was sie von ihren männlichen Verwandten gelernt hatten.



Ich bin auf dem Foto die erste rechts in der Mittelreihe.

Unser Kindergarten war eine Holzbaracke, die sich im Winter nur sehr schwer erwärmen ließ. In dem Haus war auch noch ein kleines Zimmer, in dem ein alleinstehender Mann mit Namen Ochsenfahrt lebte. Wir wussten immer, wann er bei der Arbeit war. Bei seiner Frühschicht durften wir lachen und singen. Bei seiner Spätschicht mussten wir Rücksicht nehmen und leise spielen und bei seiner Nachtschicht durften wir überhaupt nicht reden und mussten absolut still sein, damit er nicht gestört wurde. Dann hieß es: „Psst... der Ochse hat Nachtschicht!“ Wir waren von klein auf mit viel Disziplin und Strafandrohungen erzogen worden, so dass wir uns unbedingt an die Regeln hielten.

In meinem Fotoalbum gibt es ein paar Fotos von einer Feier im Kindergarten, an die ich mich aber nicht mehr erinnere. Ich glaube, dass es die Abschlussfeier für die Kinder war, die in die Volksschule wechselten.



Ich bin ganz links und neben mir meine beste Freundin Karin, mit der ich viele Jahre befreundet war. Sehr oft war ich bei ihr zu Hause und nahm an ihrem Familienleben teil. Auf mich wirkte das harmonisch und ich fühlte mich sehr wohl. Aber auch dort hing der Familiensegen schief und die beiden älteren Geschwister sind früh ausgezogen, weil das Zusammenleben mit den Eltern nicht mehr möglich war.

Bis in die 60er Jahre wurde der Kindergarten als eine vornehmlich sozialpädagogische Einrichtung angesehen, die nur bei Notlagen familiärer Betreuung ein Platzangebot bereitstellen sollte. In Erinnerung geblieben ist mir auch, dass alle Kinder der Straße gemeinsam den Weg zum Kindergarten liefen. Oben an der Straße machten sich die ersten kleinen Kinder auf den Weg und nach und nach wurden weitere Kinder von ihren Müttern dazu geschickt. Wenn die große Gruppe der 3 – 5jährigen an unserer Wohnung vorbeiliefen, sah ich sie schon vom Fenster aus und rannte freudig nach draußen, um mich der fröhlichen Kinder­schar anzuschließen.



Wegen der Enge in der Holzbaracke wurde unser Kindergarten im Sommer kurzerhand ins Freie verlegt. Die Kindergärtnerinnen spielten mit den Kindern Kreis- und Ballspiele und versuchten sie so gut wie möglich zu beschäftigen. Anders als heute gab es fast keine Spielsachen, keine Puppenstube und keine Malsachen. Man spielte Spiele, für die man keine Materialien brauchte, wie „Hase hüpf“, „BiBaButzelmann“, „Stille Post“ oder „Fischer, wie tief ist das Wasser“.

Dann wurde ich in der Wichern-Volksschule in unserem kleinen Ort im Sauerland eingeschult, in die auch schon meine beiden älteren Brüder gingen. Meine erste Klasse hatte 37 Schüler, etwa je zur Hälfte Jungen und Mädchen. 1963 gab es überwiegend gemischte Klassen in der Volksschule. Der Unterricht in der Volksschule war außer in Sport, Werken, „Handarbeit“ und Hauswirtschaft grundsätzlich gemeinsam für Mädchen und Jungen. Unterrichtet

wurde mit etwa 24 Wochenstunden und einen zusätzlichen Teil an Hausaufgaben.



Foto: Mein erster Schultag

In der damaligen Volksschule herrschte das Klassenlehrerprinzip. Die meisten Fächer wurden vom Klassenlehrer unterrichtet, was persönliche Verbindungen zu Schülern, Eltern bzw. der ganzen Dorfgemeinschaft mit allen Vor- und Nachteilen mit sich brachte. Hinzu kam eine natürliche Autorität des Lehrers, wenn auch manchmal mit autoritären Maßnahmen, die nicht jeden Tag aufs Neue in Frage gestellt wurden.

Dazu gehörte u.a. das tägliche Kopfrechnen von etwa 10 Minuten, sowohl in der Grundschule als auch in der weiterführenden Schule bis mindestens zum 7. Schuljahr, ähnlich wie die Aufwärmphase im Sportunterricht. Das tägliche Kopftraining war bei den meisten Schülern beliebt, besonders, wenn es „lustbetont“ und spielerisch und manchmal in Wettkampfform durchgeführt wurde. Der Wettkampf hatte allerdings den Nachteil, dass es Gewinner und Verlierer gab, meist die gleichen Schüler.

Bei meiner Freundin und mir erzeugte der schulische Wettkampf im Kopfrechnen Ehrgeiz und so verbrachten wir etliche Stunden damit uns gegenseitig im Kopfrechnen zu schulen. Ich war so stolz, wenn ich auch mal der Gewinner in meiner Klasse sein durfte. Vieles von meiner Schulzeit weiß ich leider nicht mehr. Der sexuelle Missbrauch und die vielen Misshandlungen durch Vater an Mutter, mir und Geschwister sorgten für schlaflose und unruhige Nächte voller grausamer Alpträume. Von denen mir ein immer wieder kehrender Traum in Erinnerung geblieben ist:

Große wulstige Hände greifen nach mir und drohen mich zu zerquetschen. Es werden immer mehr Hände, ich bin winzig klein und versuche mich ständig durch die furchterregenden dicken und fleischigen Finger gleiten zu lassen. Nur nicht stillhalten, immer in Bewegung bleiben, damit ich nicht zerquetscht werde. Manchmal gelang es mir nicht und ich geriet zwischen Daumen und Zeigefinger der übergroßen Hand. Kurz bevor ich gnadenlos den Kampf verlor und sterben musste, wurde ich schweißgebadet wach und saß schwer nach Luft schnappend im Bett. Der Traum kehrte sofort wieder, wenn ich mich wieder hinlegte und einschlief. Völlig übermüdet schleppte ich mich oft zur Schule und konnte mich kaum auf den Unterricht konzentrieren. Niemand fragte nach oder bot Hilfe an und ich hatte bereits kein Vertrauen mehr in die Erwachsenen und erzählte auch nichts von den Qualen im Elternhaus. Trotzdem schaffte ich es mehr oder weniger gut durch die Schuljahre.

Um dazuzugehören und einigermaßen respektiert zu werden, erledigte ich für einige meiner Mitschüler die Hausaufgaben, trug ihre Tornister nach Hause und verhielt mich insgesamt sehr unterwürfig. Ich wollte nicht gesehen werden, um nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken und zur Zielscheibe von bösen Streichen der Jungen zu werden. Doch es sprach sich schnell in der Schule herum, dass ich sehr gut Geschichten schreiben konnte und so verfasste ich oft für mehrere Mitschüler die Aufsätze. Ich war gut im Formulieren und es viel mir nicht schwer die Geschichten mit Spannung und Dramatik auszuschnücken. Auf diese Art und Weise bekam ich positive Aufmerksamkeit und hatte sogar ein paar nette Freundinnen. Bis heute fällt mir das Schreiben nicht schwer und die frühe Schulung meiner Wortwahl hat mir später geholfen, weitere Berufsziele bis in die oberen Führungsetagen zu erreichen.



Foto: von links Gerlinde, Erhard, ich und im Hintergrund unsere Gänse und Edgar

Sexuelle Übergriffe erlebte ich bereits schon in der frühen Schulzeit. Mit gerade mal 10 Jahren war ich körperlich weit entwickelt und meine Brust ließ sich auch nicht mehr unter weiten Pullovern verstecken. Ich schämte mich dafür und gewöhnte mir eine Haltung an, um die Brust zu verstecken. So zog ich die Schultern hoch und nach vorne, die Brust drückte ich nach hinten, die Folge waren die Bildung eines Buckels und ständige Rückenschmerzen. Es half aber nicht viel, die Jungen kniffen mir in die Brust, betatschten mich und machten sich über mich lustig. Am schlimmsten wurde es, als ich den ersten BH anziehen musste. Auch mein zweitältester Bruder, der zwei Jahre älter als ich war, wurde für mich zu einer Bedrohung. Seine pubertierende Neugier befriedigte er, indem er anfang mir nachzustellen und mich bei jeder Gelegenheit an der Brust oder im Schritt berührte.

Es gab nirgends einen sicheren Ort für mich. Auch später als ich auf Anraten meiner Mutter die Tür unseres Kinderzimmers, dass ich zu dieser Zeit mit meiner jüngeren Schwester bewohnte, abends abschloss, hielt das meinen Vater im betrunkenen Zustand nicht davon ab mich sexuell zu belästigen. Er ließ sich einfach gegen die Tür fallen, bis diese aus dem Schloss brach und betatschte mich. Er hatte mir beigebracht still zu halten, wenn ich keine Schläge wollte und so ließ ich völlig erstarrt den sexuellen Missbrauch durch meinen eigenen Vater über mich ergehen.

Wegen der Reparatur musste die Zimmertür ein paar Nächte offenstehen und das nutzte wiederum mein zweitältester Bruder, um mich nachts sexuell zu belästigen, in dem er versuchte an mir rumzufummeln. Gegen ihn konnte ich mich immer zur Wehr setzen, aber das kostete viele schlaflose Nächte. Ständig in Alarmbereitschaft, immer mit dem Schlimmsten rechnen und sich nie erlauben einfach entspannt und sicher einzuschlafen. Wie lange kann ein Kind das aushalten?

Mutters Geheimnis

Bei unserer Mutter glaubte ich ein Geheimnis zu spüren und ich strengte mich besonders an, dieses Geheimnis zu ergründen. Ich merkte, dass Mutter einen Kummer hat, aber nicht darüber redete und als Kind konnte ich den Grund des Kummers natürlich nicht ergründen. Ich entwickelte besonders starke Antennen für das Geheimnis, für den Kummer, für das Verstecken des Kummers, für die Leere, für das Schweigen.



Foto: Mutter im Gemüsegarten der Heinrich-Lersch-St. 18 in Lendringsen mit Klaus und mir

Mutter hatte das Gefühl, im Leben zu kurz gekommen zu sein. Sie glaubte, dass sie das eigentliche Leben verpasst habe. Immer wieder sagte sie: „Was ist das für ein Leben? Immer nur Ärger und Leid.“ Diese junge und hübsche Frau wollte gar nicht Mutter von sechs Kindern werden. Sie wollte nicht mit diesem Mann verheiratet sein, der sie missbrauchte und misshandelte und von dem sie ein zweites uneheliches Kind erwartete. Diese Mussehe lenkte ihr Leben in ungewollte Bahnen und sie war machtlos es zu ändern.

Die Sehnsucht nach einem anderen eigenständigem und unabhängigem Leben hatte sie tief in ihrem Herzen verschlossen, nur manchmal sprach sie mit flüsternder Stimme davon. Sie wagte keine Scheidung und konnte auch die ungewollten Schwangerschaften erst nach der Geburt des letzten Kindes 1963 verhüten, als es für die geschundenen Frauen endlich die Antibaby-Pille gab. Verhütung war damals reine Frauensache und viele Männer ließen ohne Rücksicht auf ungewollte Schwangerschaften ihrem sexuellen Trieb freien Lauf. Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung mündeten bei unserer Mutter in ein depressives Lebensgefühl, an das ich mich stets erinnern sollte.



Foto: Mutter mit Otto, Edgar, ich, Gerlinde und Klaus

In der damaligen Zeit bekamen Mädchen im Gegensatz zu Jungen viel weniger Chancen. Meine Mutter war eine gute Schülerin, ihre Briefe zeigen eine schöne gleichmäßige Handschrift, waren ohne Fehler und sind sauber mit einem Tintenfüller geschrieben. In der Ehe

ließ sie sich als Arbeitstier ausbeuten und fand sich resigniert mit diesem Los ab.

Trotz allem war sie auch zu bewundern, was sie aus ihrem Leben gemacht hatte. Sie war schlimm traumatisiert durch den Krieg. Hatte sich tagelang vor dem Bombenhagel im Keller versteckt, hatte gefroren und gehungert. Als junges Mädchen hat sie die Vergewaltigungen durch die Russen an ihrer Mutter, Schwester und sich selbst erleben müssen. Wurde von ihrer ersten großen Liebe enttäuscht und brachte einsam und allein ihr uneheliches Kind zu Welt, um das sie sich nicht kümmern durfte. Sie setzte sich so der Schande in der Öffentlichkeit aus. Der Kontakt zu ihrer Familie in Halle wurde durch ihre Flucht in den Westen nach Kriegsende und später durch den Mauerbau endgültig abgebrochen.



Foto: Mein Bruder Klaus und ich

Und doch hat Mutter für ihre Kinder gesorgt und sie großgezogen, so wie es für sie unter den damaligen Umständen möglich war. Das Mutter uns für ihre Bedürfnisse missbraucht hatte, geschah nicht aus Boshaftigkeit, sondern war angesichts der Last, die Mutter trug, überlebensnotwendig.

Nicht nur in meiner Kindheit spürte ich die seelische Verslossenheit unserer Mutter, ihre Angst, ihren Schrecken. Oft musste ich auch die gewalttätigen Entgleisungen Vaters gegenüber meiner Mutter miterleben – die auch mich traumatisiert haben. Nicht unmittelbar durch den Krieg, wie Mutter oder Vater, aber durch deren Reaktionen, die unmittelbar zusammenhängen mit den elterlichen traumatischen Erfahrungen. So musste ich auch als Kind selbst wieder Bewältigungsmuster entwickeln, um die eigene Überforderung zu kompensieren. Die Folgen zeigen sich in innerer Einsamkeit, Ängsten, mangelndem Selbstbewusstsein, in selbstauferlegtem Leistungsdruck oder Entwurzelung.



Foto: Meine Schwester Gerlinde und ich

Wir Kinder wuchsen ohne emotionale Stabilität auf. Ganz besonders bei Mutter spürten wir, dass sie ein unverarbeitetes Trauma in sich trägt. Wir wussten sehr gut, dass wir unsere Mutter stabilisieren und ihr Freude machen mussten, sonst hätte sie uns nicht versorgen können. Das war eine Überforderung, die bei mir lebenslang anhalten sollte. Ich spürte irgendwann, dass all meine Bemühungen, Mutter das verpasste Leben zurückzugeben, umsonst waren. Auch wenn Mutter es unbewusst immer einforderte und uns Schuldgefühle machte, das Leben war nicht zurückzuholen.

Als Vater 1992 starb, übernahm mein zweitältester Bruder Edgar sofort Vaters Platz am Tisch und im Leben unserer Mutter. Die Sitzordnung bei Tisch gab vor, dass jedes Familienmitglied seinen festen Platz hatte und der unseres Vaters war natürlich am Kopfende. Von diesem Platz aus herrschte er über uns, bestrafte gnadenlos Unachtsamkeiten und genoss seine zweifelhafte Macht über die Familie. Mutter saß rechts neben ihm, war ständig in Habachtstellung, um seine wortlosen Wünsche bei Tisch zu erfüllen. Ihre warnenden Blicke an uns Kinder schützten uns oft vor unkontrollierten Handlungen des Vaters. Trotzdem mussten wir erleben, wie er Gegenstände nach unserem Bruder Otto warf oder den gesamten gedeckten Tisch an seiner Seite hochhob, so dass Essen und Geschirr vom Tisch rutschten. Otto hatte seinen Platz gegenüber von Vater und somit war er oft die Zielscheibe seiner Wut, die so oft außer Kontrolle geriet und unser Leben bedrohte.

Vater machte Schichtarbeit und wir Kinder und auch Mutter atmeten auf, wenn er abends nicht mit am Tisch saß. Es waren entspannte und angstfreie Momente, in denen wir zusammen lachten und sangen. Sobald wir das Geräusch des herannahenden Motorrads unseres Vaters vernahmen, räumten wir den Tisch ab und alle saßen mucksmäuschenstill auf ihren Plätzen. Manchmal hatte er gute Laune und war freundlich aber viel zu oft ließ er uns in einer Reihe anstehen, um die Schulaufgaben zu kontrollieren. Natürlich fand er Fehler und zwang uns dazu, die Aufgaben noch einmal zu erledigen. Dabei stand er mit einem Rohrstock hinter uns und bei jeder kleinen Unsicherheit im Schriftbild schlug er mit dem Stock auf unsere Finger. Besonders heftig bei Otto, so dass die Haut an den Fingern aufplatzte und das Blut über dem Tisch spritzte.

Mein Bruder hatte längst aufgehört vor Schmerz und Entsetzen zu schreien. Seine Seele war durch die vielen Grausamkeiten gebrochen und er hatte bereits aufgegeben auf Hilfe zu hoffen. Er beugte seinen Kopf über das Schreibheft und schrieb mit Tinte und Blut seine Hausaufgaben neu. Ich sah es, versuchte angestrengt meine zitternden Hände zu verstecken und meine Angst zu verbergen. Mir war übel und ich würgte Erbrochenes wieder zurück in den Magen. Völlig erstarrt versuchte ich die Aufmerksamkeit unseres Vaters nicht auf mich zu lenken. Und wieder waren wir schutzlos unserem brutalen Vater ausgeliefert. Er genoss die Macht über seine wehrlosen Kinder und überschritt immer öfter die Grenze der unverzeihlichen Gewalttaten in seiner Familie.

Mutter stand resigniert daneben, schwieg und ließ alles geschehen. Viel zu oft war sie es, die unter der Brutalität unseres Vaters leiden musste. Er schlug sie bis ihr das Blut aus den Ohren spritzte. Ihre Schreie haben uns Kindern bis in die Träume verfolgt. Manchmal lief sie einfach davon und versteckte sich bei Freunden. Vater schicke uns Kinder zu diesen Leuten damit wir sie wieder nach Hause holen. Sie sah keinen Ausweg, war unfähig diesem kranken Spiel ein Ende zu setzen und kam jedes Mal wieder mit zurück. Die Angst um unsere Mutter war übermächtig und lies uns besonders vorsichtig sein im Umgang mit ihr. Wir waren folgsam, brav und machten ihr keinen Ärger. Für

uns war sie die Gute und wir liebten sie bedingungslos mit der großen Verlustangst, die nur kleine hilflose Kinder empfinden können.



Foto: Vater – der Alte

Die unkontrollierten und lebensbedrohlichen Wutausbrüche unseres Vaters versetzten uns in Angst und Schrecken. Mehrfacher sexueller Missbrauch an mir und brutale Schläge, die Mutter, ich und meine beiden älteren Brüder ertragen mussten, erzeugten Hilflosigkeit. Wir waren in diesen Situationen so sehr auf die Zuwendung unserer Mutter angewiesen, aber sie hatte längst resigniert, weinte und schrie nicht und wir taten es auch nicht. Sie sagte uns, dass wir das Vorgefallene einfach vergessen müssen und morgen sehe die Welt schon wieder anders aus. Sie ließ uns mit unserem

Schmerz und unserem Entsetzen allein und erledigte ihre Hausfrauenpflichten. Ich spüre heute noch die tiefe Verlustangst, die sich auf mein weiteres Leben auswirken sollte.

Die Enttäuschung über die Eltern fand jahrelang keinen Ausdruck und wurde relativiert. Während wir Geschwister uns darin einig waren, dass der Böse unser Vater war, setzten wir Mutter einen Heiligenschein auf. Niemand kritisierte sie für ihr Verhalten uns Kindern gegenüber und als ich es während meiner Therapie wagte, wurde ich von den Geschwistern weggebissen. Die Wahrheit zu sagen bedeutete für mich allein dazustehen und mich nicht dem Familientrend der Verleugnung anzuschließen. Nun wurde ich zum Feindbild in meiner Familie erklärt. Durch mich drohte die mühsam hergestellte Familienordnung aus den Fugen zu geraten. Wir hatten als Erwachsene jeder unsere Rolle in dem dramatischen Theaterstück unserer Familie gefunden und niemand sollte es wagen diese anzuzweifeln oder gar zu verändern. „Finde dich damit ab und sei still!“

Wer jederzeit mit dem Schlimmsten rechnet, der wird nicht überrascht. Es ist besser, man nimmt jedes mögliche Unheil schon mal in Gedanken vorweg und bereitet sich innerlich darauf vor. Vielleicht ist das einer der Gründe, warum ich bei meinen Tätigkeiten keine Pause mache. Ich erledige lieber sofort und gründlich meine Aufgaben bevor etwas Schlimmes passiert. Pausen muss man sich auch erst verdienen.

Wir Kinder der 50er Jahre haben gelernt, zu ÜBER-leben. Vielleicht könnten sogar auch wir einen Krieg überleben, wie unsere Eltern es geschafft haben. Aber wir haben nicht gelernt, zu LEBEN. Wir haben nicht gelernt, wie man ein angenehmes Leben führt, wie man sich das Leben schön macht, wie man glücklich werden kann in seinem Leben und mit seinem Leben. Als ich 42 Jahre alt wurde und eine schlimme Depression mit Panikattacken hinter mich hatte, da bekam ich erst langsam eine Ahnung davon, wie es sich anfühlen könnte, ein angenehmes Leben zu führen.

Schutzlos ausgeliefert



Foto: von links Erhard, Edgar, ich und Gerlinde mit Purzel in dem Eingang zu unserem neuen Haus in Hüingsen/Menden

„Du wirst heute Nacht in meinem Bett schlafen,“ sagte mein Vater, „ich werde dich holen, wenn ich schlafen gehe und bis dahin bleibst du in deinem Bett und erzählst niemanden davon, hast du das verstanden?“ Es kam nie vor, dass wir Kinder im Bett unserer Eltern schlafen durften. Ich freute mich, denn

ich war die erste, die das durfte. Es war für mich etwas ganz Besonderes und hob mich zwischen meinen fünf Geschwistern etwas hervor. Ich war sieben Jahre alt und meine Mutter war im Krankenhaus. Mit meinen fünf Geschwistern war ich abends und in der Nacht mit unserem Vater allein im Haus. Tagsüber wurden wir von einer Frau vom Jugendamt versorgt.

Und so machte ich mich bettfertig, so wie es unsere Mutter mir und meiner Schwester beigebracht hatte. Unterhose und Unterhemd bleiben auf jeden Fall an und darüber wird ein Nachthemd angezogen. Er holte mich gegen 22 Uhr und ich folgte ihm mit Herzklopfen in das Schlafzimmer meiner Eltern. „Und wenn du ganz still liegst, dann bekommst du von mir einen fünf-Mark-Schein geschenkt. Guck hier, ich lege ihn auf das Nachtschränkchen und morgen früh kannst du ihn nehmen und dir davon kaufen was du willst. Und wenn du auch nur ein Sterbenswörtchen davon erzählst, erlebst du dein blaues Wunder.“ Mein Vater schaute mich bedrohlich an und ich kannte die Angst vor ihm und seinen Gewaltausbrüchen nur zu gut. Diese Angst, die sich in meinem Bauch breit machte und die dafür sorgte, dass ich es nicht wagen würde seinem Wunsch zu widersprechen.

„Zieh dich ganz aus und leg dich schon mal hin,“ forderte er mich unmissverständlich auf. Ich tat es und kroch schutzsuchend und beschämt im Doppelbett meiner Eltern unter die Decke. Die Fenster waren verdunkelt und nur die kleine Nachttischlampe tauchte das Elternschlafzimmer in ein diffuses Licht. Mein Vater stand neben dem Bett und begann sich auszuziehen. Ich drehte schamhaft den Kopf weg und sah auf der gegenüberliegenden Wand seinen Schatten bedrohlich und groß. Ich hatte Angst und wollte weg... weinend warf ich die Decke zurück und versuchte zu entkommen, aber er hatte die Schlafzimmertür abgesperrt und war in ein paar Schritten hinter mir. Brutal packte er mich und warf mich auf das Bett. Leise wimmerte ich nach meiner Mama und rollte mich wie ein Embryo ein, ich spürte, dass ich nun meinem Vater und seinen Grausamkeiten ausgeliefert war.

Völlig erstarrt lag ich, als kleines Mädchen, nackt in seinem Bett und konnte nicht verstehen was da mit mir passierte. Er fasste mich mit seinen großen Händen überall an und atmete schwer. Sein Atem roch nach Alkohol und ich hielt die Luft an, wagte weder zu atmen noch mich zu bewegen. Ich weinte stumm, kniff die Augen zu und wollte nicht sehen was dieser furchtbare Mensch, der sich mein Vater nannte, mit mir tun wollte. Mit großer Kraft spannte ich meinen Körper an, die Arme an die Körperseiten gedrückt und die Beine mit aller Kraft, die ein kleines Mädchen aufbringen konnte, ausgestreckt und zusammengepresst. Vater wurde grob und drohte mir sogar Schläge an, um mich gefügig zu machen.

So musste ich den ersten sexuellen Missbrauch durch meinen eigenen Vater erleben. Kann sein, dass es vorher schon sexuellen Missbrauch an mir gab von dem mir heute nichts mehr in Erinnerung geblieben ist. Ich kann es mir gut vorstellen und schließe das nicht aus. In dieser traumatischen Nacht ließ er irgendwann von mir ab. Ich sollte mich anziehen und wieder in mein Bett gehen. Dort weinte ich mich in den Schlaf, fühlte mich wund und schämte mich. Niemals wollte ich jemanden davon erzählen.

An dem folgenden Tage spielten wir Geschwister mit der Betreuerin, da unsere Mutter immer noch im Krankenhaus war. Unser Vater kam von der Früh- schicht und setzte sich mit uns an den Tisch, um zu essen. Wie immer wagte keiner von uns Kindern am Tisch zu reden, sondern wir alle schauten auf unsere Teller und aßen still das Mittagessen. Auch die Betreuerin saß mit uns am Tisch, in meiner Erinnerung war sie ängstlich und wirkte eingeschüchtert. Plötzlich und ohne Vorwarnung überkam mich die Erinnerung an die furchtbare Nacht im Bett meines Vaters. Langsam hob ich den Kopf, legte den Löffel zur Seite, schaute meinen Vater direkt ins Gesicht und sagte laut und deutlich „Wo sind eigentlich die Fünf Mark, die du mir versprochen hast, wenn ich still in deinem Bett liege. Ich war doch still, oder nicht?“ Die Köpfe meiner teils älteren Brüder, der Betreuerin und meines Vaters schnellten nach oben, seine Hand, die grade den Löffel an den Mund führen wollte, erstarrte in der Bewegung. Die erschrockenen Blicke, die zwischen der Betreuerin und meinem Vater aufflammten, werde ich nie wieder vergessen. Heute noch erinnern mich solche Blicke an die erste traumatische Nacht als kleinen Mädchens im Bett ihres Vaters.

Letztendlich stritt er alles ab und schrieb die Anschuldigung meiner Fantasie zu. Ob die Betreuerin diesen Vorfall gemeldet hat oder ihn meiner Mutter berichtet hat, weiß ich nicht. Es folgten weitere sexuelle Übergriffe und niemand kümmerte sich darum. Mein Vater wollte mich zu seiner Hure machen, indem er mir vor jedem Missbrauch Geld anbot, wenn ich stillhalte und schweige. Einmal bekam ich sogar ein neues Fahrrad fürs Stillhalten. Ich hatte so oder so keine Wahl, er nahm sich rücksichtslos was er wollte. Viele Jahre wusste ich nicht, ob meine Mutter jemals davon gewusst hat. Ich habe ihr aus Angst vor meinem Vater nie davon erzählt.

Friedliche Feiertage



Foto: Ich vor Vaters Holzstapel in Lendringsen

Aufschwung in der Bundesrepublik. In den 60er-Jahren war der Nachkriegsmangel überwunden. Der Tisch war reich gedeckt. Die Wirtschaft brummte und ebenso der Konsum! Optimismus war angesagt. Aber es herrschte noch kein Überfluss. Das prägte auch meine Kindheit, die vielfach nicht unbeschwert verlief. Schließlich ging es uns jedes Jahr irgendwie ein bisschen besser. Für uns Kinder gab es kaum Fernsehprogramm, keine Computer, dafür viel freie Zeit im Freien, die mit Fantasie gestaltet wurde. Denn Geld für teure Spielzeuge hatten die Wenigsten.



Foto: Ostereiersuchen mit den Geschwistern

Mutter erzählte gerne von den damaligen Oster-Feiertagen innerhalb ihrer Familie. "Mit Zwiebelschale haben wir die Eier braun gefärbt. Für grüne Färbung habe man Spinat zerkocht und für kräftiges Rot rote Beete und die Eier wurden anschließend mit einer Speckschwarte poliert, dass sie schön glänzten." „Da traf sich die ganze Verwandtschaft“, sagt sie. "Der war sehr wichtig, der Familienzusammenhalt. Vor allem zur Kriegszeit." Trotz ihrer vom Krieg bestimmten

Kindheit habe sie die österliche Festlichkeit immer genossen. "Gerade dann, wenn die Zeiten schwierig sind, ist es wichtig, zusammenzukommen und Bräuche zu feiern", sagt sie. "Wir haben uns auch über Kleinigkeiten gefreut. Für die Eltern gab es von uns zu Ostern einen selbst geflückten Blumenstrauß."



Unsere Eltern sind keine praktizierende Christen gewesen aber die kirchlichen Rituale wurden in unserer Familie immer gefeiert. Wir Kinder glaubten an den Osterhasen und an den Weihnachtsmann. Hatte Angst vor Knecht Ruprecht und taten alles, um einen positiven Eintrag ins goldene Buch zu bekommen.

Die Freude auf bemalte Eier, die im Garten gesucht werden mussten und die liebevoll von unseren Eltern gebastelten Geschenke unter dem

Weihnachtsbaum sind in meiner Erinnerung fest verbunden mit Erinnerungen an friedliche Feiertage innerhalb der Familie.

Die Vorfreude auf das Osterfest begann mit Basteleien. Eier wurden ausgepustet, fantasievoll bemalt und an einen Weidekätzchen-Strauß gehangen. Mutter färbte abends, nachdem wir zu Bett gegangen waren die hartgekochten Eier. Wir glaubten ihr, dass der Osterhase Hilfe von ihr brauchte und wir nur deswegen am Ostersonntag vom Osterhasen versteckte Eier finden würden.

Mutter erzählte, dass als sie ein Kind war, das höchste der Gefühle gekochte, bunt gefärbte Ostereier waren. Mehr gab es nicht zu Ostern. Später, in den 50er und 60er Jahren, schenkte man harte kleine und bunte Zuckereier und klebrig-süße Zuckerfondant-Eier, und in den 70ern gab's Zuckergelee-Schoko-Süßigkeiten oder harte Schokokringel mit bunten Zuckerstreuseln. So richtig lecker war das alles nicht, aber wir kannten es nicht anders. In den 80er habe ich die ersten Milka-Schokokrokant-Eier gegessen, und Niederegger Marzipaneier, und ich erinnere mich an schnapsige Schokoladeneier (eklig!) und mit Eierlikör gefüllte Eier. Ich glaube, in den 90ern fing es an, dass jede Marke ihre Ostereier auf den Markt warf und um den Kunden buhlte.

Karfreitag war generelles Fleischverbot und es gab hartgekochte Eier in Senfsoße. Außerdem wurde an diesem Tag gebadet. Das Wasser wurde im Badeofen erhitzt. Und nacheinander wurden alle Kinder in die Wanne gesteckt - die kleine Schwester als Jüngste zuerst. Da bekamen wir unsere neuen Sonntagskleider angezogen, die Mutter aus ausrangierter oder geschenkter Kleidung genäht hatte und dazu weiße Kniestrümpfe. So herausgeputzt machten wir dann als Familie einen Spaziergang, nachdem wir Kinder im Garten Eier gesucht haben.



Foto: Mein jüngerer Bruder Klaus und ich

Am Ostermontag zeigte uns Vater ein paar lustige Spiele mit Ostereiern, wie zum Beispiel das „Eierkicken“. Zwei Mitspieler nahmen jeweils ein hartgekochtes Ei und tischten es vorsichtig, aber gekonnt aneinander. Der Mitspieler mit dem angeknacksten Ei hatte verloren und durfte das andere Ei behalten. Wir hatten Spaß daran und jubelten mit dem Gewinner. Das Mittagessen wurde wieder von Mutter schmackhaft und üppig serviert und nach dem Aufräumen und dem Mittagesschlafchen ging die ganze Familie durch den Ort spazieren. Stolz präsentier-

ten unsere Eltern der Nachbarschaft ihre fünf gutgekleideten und wohlgenährten Kinder.

Zu dieser Zeit war es sehr wichtig was die Nachbarn über die einzelnen Familien dachten. Das machte es schwer, über die tatsächlichen Leiden und

Qualen in unserer Familie zu sprechen und Hilfe zu bekommen. Alle Familien waren darauf bedacht, nach Außen ein perfektes Bild abzugeben. Die mitleidvollen Blicke, die ich von unserer direkten Nachbarschaft wahrnahm, zeigten mir allerdings, dass viele von unseren schwierigen Familienverhältnissen gewusst und nichts unternommen haben.



Foto: Weihnachtsmann mit mir auf dem Arm und meinen großen Brüdern Edgar und Otto

Wir glaubten an den Weihnachtsmann und an Knecht Ruprecht. Weihnachten wurde jedes Jahr sehr harmonisch in der Familie gefeiert. Meine Puppe bekam ein neues Kleid oder ein Puppenbett mit selbstgenähten Kissen, die in bunten Bezügen steckten. Das Bett wurde in Handarbeit von Vater gebaut und sorgfältig angestrichen. Meine Brüder bekamen jeder einen gebrauchten Holzroller oder eine Holzisenbahn, die ebenfalls repariert und neu gestrichen waren. Es gab notwendige Kleidung, wie zum Beispiel von Mutter selbstgestrickte Socken, Strumpfhosen oder Leibchen und ein paar selbstgebackene Plätzchen.

Das Abendessen am Heiligabend bestand in all den Jahre unserer Kindheit aus Kartoffelsalat und Würstchen.

Weihnachten war für uns immer eine aufregende Sache. Als Kinder hatten wir damals kein Geld, deshalb bestanden unsere Geschenke an die Eltern aus Bildern oder selbstgebastelten hübschen Dingen. Die Basteleien waren früher oft ein Teil des vorweihnachtlichen Schulunterrichtes und wurden dann zu Hause beendet.

Der Weihnachtsbaum wurde im Wohnzimmer hinter verschlossener Tür geschmückt und die Weihnachtskrippe liebevoll aufgebaut. Wir Kinder hatten gebadet, trugen unsere beste Kleidung und warteten nach dem Abendessen still und geduldig, bis ein Glöckchen läutete und wir in die gute Stube hineindurften. Das Licht war ausgeschaltet, am mannshohen Tannenbaum brannten etwa 20 echte Kerzen und die Kugeln glitzerten mit dem Lametta um die Wette. Ein herrlicher Anblick, der uns jedes Mal in Begeisterung versetzte.

Wir mussten uns aber unsere Geschenke redlich verdienen. So standen wir in einer Reihe hintereinander nach Alter aufgereiht in der Wohnzimmertür, die jüngsten Geschwister zuerst und schauten verzückt auf den leuchtenden Baum. Um die Stube betreten zu dürfen war das Aufsagen eines Gedichtes Pflicht, dass je nach Alter unterschiedlich schwer und unterschiedlich lang war.

Dann kam der Weihnachtsmann, er war in unserer frühen Kinderzeit immer sehr furchterregend mit seiner Plastikmaske, an der ein weißer struppiger Bart hing. Er las aus seinem goldenen und seinem schwarzen Buch alle unsere

guten und schlechten Taten. Es war damals ein beliebtes Mittel zur Kindererziehung, gerade zu Weihnachten, am Fest der Liebe, mit Prügel durch Knecht Ruprecht zu drohen. Typisch dafür ist dieses Kindergedicht, das wir damals ängstlich aufgesagt haben, wenn der Weihnachtsmann mit dem schwarzen Knecht Ruprecht ins Wohnzimmer gekommen war:

**Lieber guter Weihnachtsmann
schau mich nicht so böse an
stecke deine Rute ein
ich will auch immer artig sein!**

Der Weihnachtsmann, der ein Nachbar oder Arbeitskollege war, fragte dann auch mit dumpfer, grollender Stimme: "Warst du denn auch immer artig?" Darauf sagten wir ängstlich zögernd: "Ja!" Und er fragte dann die Eltern: "Stimmt das denn auch?" Und Vater bestätigte: "Naja, meistens stimmte das, meistens waren sie artig!" Wir waren erleichtert und entspannten uns. "Na, dann habe ich euch auch was mitgebracht!", er öffnete einen großen Sack, holte Päckchen heraus und Mutter half ihm dabei, dass das Geschenk auch an das richtige Kind ging.

Ich bekam einmal zu Weihnachten eine Puppenstube, die zwei Zimmer hatte und vollständig mit Holzmöbel eingerichtet, tapeziert und außen himmelblau gestrichen war. Sogar zwei Bettchen mit Kissen, Gardinen und Teppiche waren in der hübschen Puppenstube. Vater hatte sie zusammen mit meinem zweitältesten Bruder Edgar in mühsamer Kleinarbeit von Hand hergestellt. Mutter hatte kleine Püppchen genäht, sie nett angezogen und auch die anderen textilen Sachen genäht. Ich war stolze Besitzerin einer kleinen Puppenfamilie in einem gemütlichen Heim und spielte täglich damit. Ich fühlte mich als etwas Besonderes und war sehr stolz auf dieses Geschenk.

Aber leider machte Mutter sich unsere Angst vor dem Weihnachtsmann zu nutze. Sie musste die Einkäufe für die Festtage erledigen und eine Lösung finden, die ihr half, diese Aufgabe mit fünf kleinen Kindern zu bewältigen. Für den Einkauf von preiswerten Lebensmitteln war es nötig ca. 5 km von Lendringsen in die Stadt Menden zu laufen. Das Geld für den Bus sparte sie und so bewältigte sie den Hin- und Rückweg von ca. zehn Kilometer zu Fuß. Auf dem Rückweg schleppte sie zwei große Einkaufstaschen gefüllt mit Lebensmitteln mit sich und kam völlig geschafft nach ca. 4-5 Stunden wieder zu Hause an.

Damit sie sicher sein konnte, dass wir fünf Kinder in dieser Zeit zu Hause nicht rumtobten und die Nachbarn störten, ließ sie sich eine Täuschung einfallen. Sie drapierte eine Nikolausmaske auf das Kopfkissen im unteren Etagenbett meines Bruders. Stopfte ein dickes Kissen unter die Zudecke und verdunkelte das Kinderzimmer. Dann rief sie uns und öffnete die Tür nur einen Spalt breit, sie zeigte auf den falschen Nikolaus und schwor uns darauf ein absolut ruhig zu sein, während sie die Einkäufe erledigt. Wenn wir den Schlaf vom Nikolaus stören sollten und er wach wird, würde er uns alle

mitnehmen und sie könnte nichts daran machen. Wir glaubten ihr, dass sie dann sehr traurig sein würde, wenn wir einfach weg wären.

Wir setzten uns alle an den Esstisch, trauten uns nicht uns zu bewegen oder zur Toilette zu gehen. So harrten wir 4-5 Stunden aus, bis unsere Mutter völlig erschöpft vom Einkaufen wieder zurück war. Sie erlöste uns, indem sie allein ins Kinderzimmer ging, das Fenster öffnete und rief: „So lieber Nikolaus, du hast jetzt genug geschlafen. Du musst nun wieder gehen und deine Arbeit machen.“ Erst dann trauten wir uns von den Stühlen aufzustehen. Wir weinten und beklagten uns nicht, sondern waren glücklich, dass unsere Mutter zurückgekehrt war. Manchmal hatten sich die jüngeren Geschwister eingemischt und mussten erst mal die Unterhöschen wechseln.

Mutter verstaute die Einkäufe und dann kam die Belohnung für ihre absolut gehorsamen Kinder. Mutter lobte uns für unser Brav sein und versicherte glaubhaft, dass sie glücklich war alle ihre Kinder beisammen und keins an den bösen Nikolaus verloren zu haben. Sie versammelte uns alle um den Tisch, brach eine Tafel Schokolade in sechs gleiche Teile. Wir genossen mit Mutter die seltene Süßigkeit und freuten uns einen kleinen Moment über unser friedliches Beisammensein und darüber unsere Mutter keine Schande gemacht zu haben.

Am Heiligabend wurden die Päckchen aber noch nicht gleich ausgepackt. Wenn der Weihnachtsmann mit Knecht Ruprecht gegangen war, wurden erst einmal Lieder gesungen, bis die Kerzen einigermaßen heruntergebrannt waren. Wir konnten die klassischen Weihnachtslieder komplett auswendig, das wurde schon Wochen vorher im Kindergarten, in der Schule und an den größtenteils friedlichen Adventsontagen in unserer Familie geübt. Mutter hatte eine hohe Singstimme und sang die Lieder gerne mit, das klang besonders schön. Das Auspacken der Geschenke war die Krönung des Heiligenabends. Jeder wurde bedacht und alle selbstgebastelten Geschenke bekamen wert-schätzende Anerkennung.

Vater saß in seinem Sessel, rauchte zur Feier des Tages eine Zigarre und lächelte zufrieden. Manchmal sah ich wie unsere Eltern sich dann anschauten, es lag Stolz in ihrem Blick. Stolz darauf, ihren Kindern ein so schönes Weihnachtsfest beschenken zu können, in einer warmen Stube mit einem leuchtenden Baum und einem reichlich gedeckten Tisch. Das war so viel mehr als das was sie selbst in den Kriegsjahren hatten, die nur reich an Entbehrungen, Hunger und Kälte waren. Weihnachten war in unseren Kinderjahren die schönste Zeit in der Familie, voller Harmonie und ohne Ärger und Streit. Warum hätte es nicht immer so sein können?

Der Traum vom Eigenheim



Foto: Auf dem Zugangsweg vor unserem neuen Haus in Hüingsen. Von links ich, Gerlinde, Edgar, Erhard und Klaus

Im Deutschland der 1960er Jahre begann ein regelrechter Bau-boom. Der wirtschaftliche Aufschwung war so stark, dass sich sehr viele Familien den Traum vom Eigenheim verwirklichen konnten. Es entstanden Wohn-

siedlungen rings um die Städte. So auch in dem kleinen Ort Hüingsen in der Nähe von Menden/Sauerland. Mutter schaffte es tatsächlich die geforderte Summe für ein erschlossenes Grundstück zusammen zu sparen. Trotz der sechs Kinder und einem Ehemann, der einen Teil seines Lohnes regelmäßig in die Kneipe brachte.

An Entbehrungen kann ich mich nur an das fehlende Frühstücksbrot für die Schule erinnern, an viel zu kleine Schuhe und an von der Wohlfahrt geschenkter Kleidung. Stattdessen gab es ein Stück Zuckerrübe und etwas Obst aus dem eigenen Garten. Mutter vollbrachte ganze Wunder, indem sie täglich eine wohlschmeckende warme Malzeit auf den Tisch stellte und auch für das Abendbrot sorgte. Ansonsten wurde einspart was irgendwie möglich war. Jeder Pfennig kam in den Spartopf für das neue Familienheim und es wurden alle Möglichkeiten zum zusätzlichen Gelderwerb genutzt.



Meine Aufgabe war es, mindestens einmal in der Woche zu dem 3 km entfernten Bauernhof zu laufen und für 10 Pfennig 1 Liter Fleischbrühe zu kaufen. Mutter gab mir dafür eine Milchkanne mit, mit der ich die Brühe gefahrlos transportieren konnte. Auf mich, als fünfjähriges Mädchen, konnten unsere Eltern sich verlassen. Ich erledigte solche Aufgaben sehr sorgfältig und freute mich, meiner Mutter zu helfen. Auch Küchenabfälle wurden gesammelt und an den Schweinebauern verkauft. Vater schaffte Kaninchen an, für die wir Kinder Löwenzahn pflücken mussten, sie wurden gemästet, geschlachtet und in der Nachbarschaft verkauft.

Vater war handwerklich sehr geschickt und nahm neben seiner Arbeit auch zahlreiche Aufträge an, die er zur vollsten Zufriedenheit der Auftraggeber ausführte. Er war bekannt für seine gute Arbeit und arbeitete fast Tag und Nacht. So schafften unsere Eltern es und erwarben das Grundstück für unser neues Familienheim. Es hatte vier Schlafzimmer für 8 Personen, ein großes Esszimmer, eine gute Stube, Toilette mit Badewanne und im Keller ein WC mit Dusche. Dazu gehörten eine Waschküche, Vorratskeller, Heizungsraum

und ein Werkzeugkeller. Später wurde ein Garten angelegt, Gänse und Kaninchen gezüchtet und eine Garage gebaut.



Foto: von links Klaus, Gerlinde, Erhard, ich und unser neues Familienmitglied Purzel auf der neuen Terrasse.

Gleichzeitig mit uns bauten auf der Straße weitere ca. sieben kinderreiche Familien ihr neues Heim. Die Männer halfen sich gegenseitig und auch wir Kinder mussten mit anpacken. Kinderarbeit war damals noch kein Thema und so mussten meine beiden älteren Brüder und ich nach der Schule zu Fuß auf die

Baustelle, die ca. 5 km von unserer Wohnung entfernt lag.

Manchmal war die Arbeit viel zu schwer für unsere kleinen Kinderhände und die Schubkarre bewegte sich kaum, so sehr man es auch versuchte. Zementsäcke schleppten wir so gut es ging auf dem Rücken und manchmal schafften wir es nur zu zweit die schwere Last zu bewegen. Vater war unnachgiebig, er trieb uns ständig an und gönnte uns keine Pause. Immer mal wieder verletzten wir uns, aber wir wagten nicht zu jammern. Schmerz zu unterdrücken hatten wir von klein auf gelernt.

Von Otto wurde extrem viel Leistung erwartet. Er tat sein Bestes, um Vater zufrieden zu stellen und schaffte es doch nie. Die Umsetzung des Hausbaues war nur mit hoher Eigenleistung möglich. Das bedeutete, dass der Keller ausgeschachtet und die Rinnen für die Wasserrohre gelegt werden mussten. Es gab eine Terminvorgabe bis zur Fertigstellung und der dadurch erzeugte permanente Druck, dem unser Vater in dieser Bauphase ausgesetzt war, fand ihr Ventil in vermehrten unkontrollierten Wutausbrüchen. Der Blitzableiter war wie immer mein ältester Bruder. Mal bekam er die Maurerkelle in den Rücken geworfen, wurde mit der Wasserwaage geschlagen oder musste Aufgaben erledigen für die er als 13jähriger Junge körperlich gar nicht geeignet war und deshalb scheitern musste. Lieber Gott, was wurde er immer geprügelt. Mein anderer Bruder, grade mal 9 Jahre alt und ich mit 7 Jahren mussten das mit ansehen. Wir waren alle drei verängstigt und eingeschüchtert, versuchten Vaters Anordnungen zu befolgen und hofften inständig seine Wut nicht noch mehr auf uns zu lenken.

Manchmal bekamen die benachbarten Bauherren mit, wenn Vater uns anschrie und schlug. Dann kam schon mal der ein oder andere zu uns, bot unserem Vater eine Flasche Bier und eine Zigarette an und versuchte so ihn von uns abzulenken. Das bedeutete für uns Kinder eine kleine Pause für unsere gequälten Körper. Schnell ein Schluck Wasser aus der Speisbütt, bevor es gleich wieder losging. Wirkliche Hilfe gab es damals für uns Kinder nicht,

keiner unserer neuen Nachbarn wollte sich mit unserem Vater anlegen und so schaute man weg und schwieg.

Einmal trat Otto sich einen langen Nagel in den Fuß. Er schrie kurz auf und fiel hin, das Brett hang noch an dem Nagel. Vater zog kurzerhand das Brett mit dem Nagel aus dem Fuß, ignorierte die unterdrückten Schmerzensschreie, verband die Wunde mit seinem Taschentuch, warf sich Otto über die Schulter und brachte ihn mit dem Moped zur Mutter nach Hause. Sie versorgte die Wunde, mein Bruder durfte ausnahmsweise zu Hause bleiben und Vater machte sich auf den Weg zurück zur Baustelle.

An einem Abend war Vaters gesetztes Tagesziel noch nicht erreicht, er kochte vor Wut und schlug ständig mit allem was er in die Finger bekam auf Otto ein. Er stand enorm unter Termindruck und so entschied er, dass bis in die Nacht bei spärlichem Licht weitergearbeitet werden sollte. Ich durfte aber Feierabend machen. Otto sollte mich mit dem Fahrrad nach Hause bringen und ein paar belegte Butterbrote holen. Mutter schmierte 10 Butterbrote, packte diese sorgfältig ein. Otto hatte in dieser Zeit ein paar warme Sachen gepackt und vor die Haustür gestellt. Er setzte sich auf das Fahrrad und verschwand einfach. Weg von zu Hause, weg vom Stiefvater, weg von diesem furchtbaren Druck, weg von den unaufhörlichen Schlägen und der Angst, die ihn am ganzen Körper zittern ließ.

Einige Stunden später kam Vater nach Hause, um nach Otto zu sehen. Er war furchtbar wütend darüber, dass der Junge sich seinen Anordnungen widersetzte und nicht das Abendbrot gebrachte hatte. Überrascht stellten unsere Eltern fest, dass der gepeinigte Junge das Weite gesucht hatte. Vater zuckte kurz mit den Schultern und sagte: „Der Bastard wird schon wieder zurückkommen, wenn er Hunger hat, aber dann kann er sich auf was gefasst machen.“ Mutter schwieg, wie immer. Es wurde nichts weiter unternommen. Mein 13jähriger Bruder wurde seinem Schicksal überlassen.

Irgendwann wurde Otto von der Polizei aufgegriffen und zurück ins Kinderheim gebracht. Dort musste er wieder ein paar Jahre bleiben, um sich vor Vaters Zorn zu schützen. Die Verhältnisse im Heim waren immer noch die grausamen Erziehungsmethoden wie schon in seiner frühen Kindheit und mein Bruder fand auch dort nicht die Ruhe und den Schutz, den er so dringend gebraucht hätte. Wie ein gehetztes Tier versuchte er seinen Alltag zu bewältigen. Immer mit der Angst vor weiteren Misshandlungen und sexuellen Missbrauch. Otto entschied sich irgendwann gegen die Rolle des Opfers und stellte sich auf die Seite der Täter. So nutzte er die erlernten Grausamkeiten, um sich Achtung und Respekt zu verschaffen. Und er hatte Erfolg, trainierte seine Muskeln und wurde immer stärker.

Die Hütte im Wald

Edgar, mein zweitältester Bruder hatte sich sehr früh zum Einzelgänger entwickelt und verbrachte viele Stunden im nahegelegenen Wald. Er kletterte auf Bäume, beobachtete Tiere und lernte viel über die heimischen Pflanzen und Tiere. Hinter unserem Haus grenzte eine große Wiese vor einem undurchdringlichen Wald, der nur durch die Überwindung einer relativ tiefen Schlucht erreicht werden konnte. Mein Bruder befestigte ein langes stabiles Seil an den Baum, dessen starke Äste über die Schlucht reichten. Am unteren Ende brachte er gekonnt einen alten Autoreifen an und baute sich so eine sogenannte Schwinge, die es ihm ermöglichte über die Schlucht in den Wald zu kommen. Er konnte sicher sein, dass ihm kein Erwachsener folgen würde und auch für die jüngeren Geschwister war es unmöglich mit dieser Schwinge über die Schlucht zu kommen.

In mühevoller Arbeit baute er aus Ästen und Brettern eine kleine Hütte, die er tief in der gegenüberliegenden Wand der Schlucht versteckte und mit Büschen und Gehölz tarnte. Nur Eingeweihte konnten über den beschwerlichen Weg durch die Schlucht zur Hütte gelangen. Ich selbst war deswegen nie in der Hütte aber konnte sie vom Rand der Schlucht sehen. Diese Hütte wurde für mehrere Monate der Zufluchtsort für unseren aus dem Kinderheim geflüchteten Bruder Otto, der dort gequält und misshandelt wurde.

Das leise Ploppen aus der Waschküche im Keller unseres Hauses war das Signal. Die ständige Achtsamkeit vor gefährlichen Situationen, sorgten bei mir für einen sehr leichten Schlaf, so dass ich auf jedes kleinste Geräusch reagierte. Und so bekam ich mit, wenn mein Bruder wieder einmal durch das kleine Kellerfenster der Waschküche, unter dem sich die Wäschetröge befanden, ins Haus kam. Er setzte dabei seinen Fuß auf einen der Betonwaschtröge, der dabei leicht kippte und dabei dieses ploppende Geräusch machte. Wie so oft flüchtete er aus dem Kinderheim, um sich vor weiteren Grausamkeiten zu schützen. Seine nächtliche Flucht, barfuß und im Schlafanzug, bei Kälte und Regen, endete wieder einmal in seinem Elternhaus. Wo sollte er auch sonst hin?

Leise bewegte sich der Türgriff unserer Schlafzimmertür nach unten, ich war hellwach und lag erstarrt in meinem Bett schutzsuchend unter der Decke. Otto schlich ins dunkle Zimmer und stand durchnässt und vor Kälte schlotternd vor meinem Bett. Ohne ein Wort zu sagen rückte ich zur Seite, hob die Bettdecke und ließ meinen Bruder in das angewärmte Bett. Er zitterte am ganzen Körper, unkontrolliert schlugen seine Zähne aufeinander und der nasse Schlafanzug klebte an seinem mageren geschundenen Körper. Ich legte zaghaft meinen Arm um ihn und konnte ihn so ein wenig wärmen. Als das Zittern endlich aufhörte, lag mein Bruder zusammengerollt wie ein Baby neben mir im Bett und schlief vor Erschöpfung und Verzweiflung ein.

Ich bewegte mich nicht, lies meinen Arm auf ihn liegen und passte auf ihn auf. Meine Augen waren auf die Zimmertür gerichtet und meine Ohren

lauschten auf jedes Geräusch im Haus. Ich kannte sie alle und war wachsam und bereit meinem Bruder zur Flucht zu verhelfen, wenn es sein musste. So verbrachten wir einmal mehr eine Nacht in unserem Elternhaus, voller Angst und zutiefst verzweifelt. Wir waren noch Kinder aber unsere Seelen waren längst zerbrochen und wir versuchten uns nur noch gegenseitig zu schützen vor dem Mann, der unser Vater war und in dem Haus, das unseren Eltern gehörte, aber uns Kindern keinen Schutz bot.

Am nächsten Morgen warteten wir, bis sich die Haustür hinter dem letzten unserer Geschwister schloss, der zur Schule musste. Ich besorgte ihm frische Sachen aus dem Schrank unseres Bruders Edgar und gab ihm auch ein paar Gummistiefel, die ich im Keller fand. Wir besorgten ein Kissen in eine alte Decke aus der Waschküche, rollten beides zusammen und banden einen Gürtel darum. Im Werkzeugkeller unseres Vaters entwendeten wir eine Taschenlampe und so bestückt machte Otto sich auf den Weg durch die Schlucht zu Edgars kleiner Hütte. Hier wollte er sich vorerst verstecken und ich versprach für ihn zu sorgen und zu versuchen Essbares zu beschaffen. Dann ging ich unbemerkt von unserer Mutter zur Schule.

Am Nachmittag wollte Edgar wie immer seine Zeit in der Hütte verbringen und traf dort auf Otto, der ihm alles erzählte. Edgar verbündete sich sofort mit Otto und so sorgten er und ich dafür, dass Otto genügend zu Essen hatte, indem wir heimlich Vaters Vorräte schmuggelten. Wir teilten auch unsere eigene Essensration mit ihm und ich lernte meine Angst zu überwinden und mit der Schwinge über die Schlucht zu kommen, um einige Zeit mit Otto zu verbringen. Otto war ein großer Tierfreund und verbrachte in der Hütte seine Zeit damit, verletzte Tiere zu retten. Er suchte sie im Wald, kümmerte sich um die armen Geschöpfe und freute sich, wenn sie wieder geheilt und aufgepeppt in die Freiheit entlassen werden konnten. In meiner Erinnerung sehe ich ihn heute noch vor der Hütte stehen, wie er mir zuwinkte und Mut machte, wenn ich mit der Schwinge durch die Schlucht kam.

Mehr als drei Monate konnte er sich dort verstecken, geschützt von seinen Geschwistern und verheimlicht vor seinen Peinigern. Mehrmals sind fremde Leute bei uns zu Hause gewesen und haben uns gefragt, ob wir wüssten, wo unser Bruder ist. Doch wir waren darauf trainiert keine Regungen zu zeigen und so logen wir und ermöglichten damit unserem Bruder ein paar Monate ohne Schläge und andere Grausamkeiten in Freiheit zu leben. Das war für mich der schönste Sommer in meinen Kindertagen.

Vielleicht wurden wir unvorsichtig in der Beschaffung von etwas Essbarem und vielleicht haben wir zu laut getuschelt in der Gegenwart unserer Mutter. Aber wahrscheinlicher ist es, dass Mutter etwas gemerkt hat und nichts sagte, sondern unser Geheimnis teilte. Sie wurde großzügiger bei der Verteilung der Essensrationen und legte ab und zu frische Jungensachen auf mein Bett. Es war sogar einmal eine warme Jacke dabei. Wenn unsere Blicke sich trafen, lag Verstehen in ihren Augen aber auch Hilflosigkeit und Angst. Ich muss ungefähr 8 Jahre alt gewesen sein, Edgar zwei Jahre älter und wir trugen die

Verantwortung für unseren ältesten 16jährigen Bruder, der sich vor Gewalttätern verstecken musste, weil ihm niemand half. Selbst das Gesetz war nicht auf der Seite von misshandelten und missbrauchten Kindern. Sie wurden von ihren eigenen Eltern verraten und vergessen.

Ich weiß nicht mehr, wer es herausgefunden hat und wie es dann weiter ging mit Otto. Ich weiß nur noch, dass Edgar und ich sehr stolz darauf waren dieses Geheimnis nicht verraten zu haben. Mutter hat bestimmt auch nichts verraten, aber Otto wurde gefunden und wieder ins Heim gebracht. Später bekam er eine Arbeitsstelle in der örtlichen Papierfabrik und ein kleines Zimmer im Lehrlingsheim.

Der deutsche Traum vom Sieg

Wenn ich heute darüber nachdenke, dann erscheint mir das Verhalten unseres Vaters immer merkwürdiger. Er war unnachgiebig, brutal und machte uns große Angst. Aber er kümmerte sich auch um seine Familie, sorgte für genügend Essen, ein warmes Bett für jeden seiner Kinder und arbeitete unermüdlich. Was trieb ihn an und ließ ihn doch so grausam sein? War es die ungezügelte Wut eines Kriegskindes, das viel Schreckliches gesehen und erlebt hatte? Der kleine Junge, der von seiner kriegsgeschädigten Mutter ebenfalls gnadenlos geprügelt wurde? Der Zorn des Mannes, der seine eigene Kindheit in der Hitlerzeit verloren hatte? Der als Hitlerjunge an den großen Sieg glaubte und bitter enttäuscht wurde?



Adolf Hitler (1889-1945) war ein charismatischer Führer der NSDAP, erlangte 1933 die Macht und wurde bis zu seinem Tod 1945 Diktator Deutschlands. Er führte Deutschland in einem aggressiven Eroberungskrieg, der in Westeuropa und dann in die Sowjetunion einmarschierte. Zunächst erfolgreich, erlitt seine Armee eine Reihe von Rückschlägen, bevor 1945 das nationalsozialistische Deutschland endgültig besiegt wurde. Hitler ist als Personifizierung des menschlichen Bösen berüchtigt. Sein Name ist untrennbar mit dem Holocaust und der Vernichtung von Juden und anderen „Unerwünschten“ verbunden. Er gilt auch als die Hauptursache des Zweiten Weltkriegs, bei dem über 70 Millionen Menschen starben. Trotz der großen Depression bezauberte er eine Nation mit seiner Mischung aus Charme, Fremdenfeindlichkeit und Überzeugungskraft.

Der Beginn der Weltwirtschaftskrise bot einen fruchtbaren Boden für seine radikale und extremistische Politik. Vor dem Hintergrund von sechs Millionen Arbeitslosen – viele in Deutschland – sah es eine klare Entscheidung zwischen dem Kommunismus und dem Nationalismus der NS-Partei Hitlers. Mit Hilfe seiner mächtigen Rhetorik und seiner eigenen Privatmiliz führte Hitler die NSDAP bei den Wahlen von 1933 zum Sieg. Er wurde zum Kanzler ernannt, und 1934, nach dem Tod von Hindenburg, wurde er 1934 zum Präsidenten ernannt. Hitler erklärte sich selbst zum obersten Führer und beendete jeden Anspruch auf Demokratie.

Sein Aufstieg zur Macht war schnell und umfassend. Viele gewöhnliche Deutsche waren begeistert von dem Erfolg, den Hitlers Deutschland bald vollbrachte. Hitler begann ein umfangreiches Programm für den Straßenbau und die Wiederbewaffnung, was dazu beitrug, die Arbeitslosigkeit radikal zu lösen, die damals viele Volkswirtschaften beeinträchtigt hatte. Bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin versuchte Hitler, sein Land als Vorbild für Dynamik und Fortschritt zu präsentieren. Zusätzlich zu den wirtschaftlichen Erfolgen setzte Hitler eine systematische Politik der Diskriminierung und Belästigung der deutschen jüdischen Bevölkerung und anderer Teile der Gesellschaft ein, die

nicht zum arischen Ideal passten. Dies wurde immer brutaler und bösartiger. Es wurde keine Abneigung gegen das Regime toleriert, und dieser totalitäre Staat wurde durch eine rücksichtslos effiziente Geheimpolizei – die Gestapo und die SS – durchgesetzt.

Während des Krieges traf Hitler mit seinem anderen Nazi-Handlanger zusammen, um einen Plan für die „endgültige Lösung“ des jüdischen Problems zu vereinbaren. Dies beinhaltete die systematische und vollständige Beseitigung der jüdischen Bevölkerung. Über sechs Millionen Juden starben in verschiedenen Konzentrations- und Vernichtungslagern. Diese Lager sahen auch den Tod von Millionen anderer unerwünschter Personen, von russischen Kriegsgefangenen über Kommunisten, Homosexuelle und Zigeuner. Es bleibt ein Verbrechen von beispiellosem Ausmaß und Horror.

Songtitel: Wenn sie diesen Tango hört (Auszug)

Pur

Aus der Heimat verjagt und vertrieben
Nach Hitlers großem Krieg
Sie hat kräftig mitbezahlt
Für den deutschen Traum von Sieg
Dann der lange harte Wiederaufbau
Für ein kleines Stückchen Glück
Das lang ersehnte Eigenheim
Kinder für die Republik

Die sollten's später besser haben
Darum packte sie fleißig mit an
So bleibt ihr oft zu wenig Zeit
Für sich und ihren Mann
Ein ganzes Leben lang zusammen
gelitten, geschuftet, gespart
Jetzt wäre doch endlich Zeit für mehr
Jetzt ist er nicht mehr da



Foto: Vater, Mutter und Erhard 1973

Traumatisiert auf der Suche nach Hilfe

Es war die Silvesternacht 1967, ich war 10 Jahre alt, wir Kinder mussten früh zu Bett, erhielten aber von Mutter das Versprechen den Jahreswechsel um Mitternacht miterleben zu dürfen. Sie wollte uns rechtzeitig wecken. Unsere Eltern hatten Besuch von einem befreundeten Paar. Otto wohnte zu dieser Zeit nicht zu Hause, sein Zimmer bewohnte mein zweitältester Bruder. Im Zimmer direkt daneben schliefen meine beiden jüngeren Brüder und meine Schwester und ich hatten das Schlafzimmer mit dem Balkon für uns. In dieser Nacht schlossen wir unsere Zimmertür nicht ab, weil uns Mutter ja zum Jahreswechsel wecken wollte.

Unsanft wurde ich aus dem Schlaf gerissen, die Zudecke flog auf den Boden und große Hände packten meine Oberschenkel und drückten sie auseinander. Noch ehe ich verstand was da mit mir geschah, sah ich meinen völlig betrunkenen Vater vor mir stehen. Er öffnete seinen Gürtel und ließ die Hose fallen, ich war wie erstarrt und konnte mich nicht bewegen. Als er sich nur noch mit der Unterhose bekleidet auf mich stürzen wollte, windete ich mich unter ihm heraus und schrie in Todesangst nach meiner Mutter. Immer wieder griff er nach mir, zerriss meine Unterhose und zog mich an den Beinen zu sich heran. Ich trat nach ihm, schrie um mein Leben und presste verzweifelt meine Hände in den Schoß. Endlich kam Mutter in das Zimmer, um mich vor ihm zu retten. Sie redete auf ihn ein, versuchte ihn von mir wegzuziehen, aber es gelang ihr nicht. Er schlug ihr ins Gesicht, stand nun ohne Unterhose vor mir und warf sich auf mich. Ich kriegte keine Luft mehr, drohte zu ersticken und versuchte trotzdem mit enormem Kraftaufwand mich zu befreien. Immer wieder schrie ich voller Panik nach meiner Mutter. Als ich es schaffte einen kurzen Moment unter meinem betrunkenen Vater hervorzukriechen, sah ich mit großem Schrecken, dass meine Mutter fort war. Entsetzt schrie und flehte ich um die Hilfe meiner Mutter, aber sie kam nicht mehr zurück. Sie war einfach gegangen, während Vater mich brutal vergewaltigte.

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern was weiter passierte. Geschändet und gequält sah ich das viele Blut in meinem Bett. Mein Unterbewusstsein hatte wohl Erbarmen mit mir und blendete das weitere Geschehen einfach aus. Völlig verwirrt saß ich mit zerrissener Wäsche und blutverschmiert in meinem Bett. Ich begriff nicht was geschehen war, versuchte mich zu orientieren. Es war gespenstig ruhig im Haus. Wo waren die alle? Zuerst schleppte ich mich ins Badezimmer, schaute an mir herunter, das zerrissene Nachthemd, die blutigen Kratzer auf den Oberschenkeln und die vielen Hämatome von großen Händen die brutal zugepackt hatten. Ich musste mich waschen... säubern... abschrubben... was war nur geschehen und wo waren meine Mutter und meine Geschwister?

Zurück in mein Zimmer sah ich meine Mutter wie sie das Bett säuberte und die Kissen neu bezog. Sie schaute mich an und sagte kein Wort, ihren traurig-resignierten Blick konnte ich damals nicht deuten, wagte auch nicht zu fragen.

Ich weinte nicht mehr aber immer noch wurde mein Körper von unkontrolliertem Schluchzen geschüttelt, die Gedanken purzelten wirr durch meinen Kopf. Was war geschehen oder war alles nur ein böser Traum? Mutter wartete, bis ich im Bett lag, deckte mich zu, ging leise aus dem Zimmer und löschte das Licht. Alles tat mir weh, die körperlichen Wunden versorgte ich selbst so gut es ging, aber ich konnte mich auch Tage danach kaum an das Unaussprechliche erinnern. Draußen flogen die Leuchtraketen und begrüßten das neue Jahr. Ich sollte im März des neuen Jahres meinen 11. Geburtstag feiern.

Nach diesem Vorfall begegneten mir meine Geschwister und meine Eltern mit einer seltsamen Zurückweisung. Weder Vater noch Mutter konnten mir in die Augen schauen, sondern senkten den Kopf, wenn ich in ihrer Nähe war. Aber auch meine Geschwister verhielten sich mir gegenüber sonderbar. Niemand wollte mit mir etwas unternehmen, sie distanzierten sich und vermieden es mit mir allein zu sein. Was hatte ich denn Schlimmes getan?

Erst viele Jahre später begriff ich dieses traumatische Erlebnis und die Folgen für mich. Alle Familienmitglieder hatten die Vergewaltigung miterlebt. Sie hatten sich ängstlich versteckt, wie so oft, wenn der betrunkene Vater die Mutter quälte und wir nachts ihre Schreie hören mussten. Als es wieder ruhig war, gingen sie alle in ihre Betten, drehten das Gesicht zur Wand und beschlossen das Geschehene zu vergessen. So hatte es uns unsere Mutter von klein auf beigebracht. Das hieß natürlich auch, alles zu vermeiden, was daran erinnert hätte und somit wurde ich zum Außenseiter der Familie gemacht. Das blieb auch später so als ich längst schon verheiratet war und selbst Kinder hatte.

Mit knapp 40 Jahren musste ich mich wegen schwerer Depressionen und Panikattacken in einer Psychosomatischen Klinik zwölf Wochen lang behandeln lassen. In den Therapeutischen Gesprächen lüftete sich irgendwann der Schleier und einzelne Puzzelstückchen gaben eine leise Ahnung von dem Entsetzlichen in meinem Elternhaus. Vieles lag unter dem Nebel des Vergessens, war nicht mehr präsent und wirkte verheerend auf meine seelische Gesundheit. Ich sah mich gezwungen meiner Mutter einen langen Brief zu schreiben mit der Bitte mir zu helfen mich zu erinnern. Was war in meiner Kindheit geschehen, dass mich so schlimm krank werden ließ?

In dem einzigen Gespräch unter vier Augen mit meiner Mutter sprach ich sie auf meine Vermutungen an und sie gab jetzt alles zu. Die Schläge, die Quälereien, der ewige sexuelle Missbrauch, aber sie wies trotzdem alle Schuld von sich. Ich war entsetzt, dass meine Mutter von meinem Leid wusste, aber ohnmächtig war und sich nicht in der Lage sah, mich zu beschützen. Sie wollte alles ungeschehen machen indem sie einfach nicht darüber sprach, es vor sich verleugnete und gute Miene zum bösen Spiel machte. Sie versicherte mir glaubhaft, dass sie mindestens genauso gelitten hat wie ich unter den Grausamkeiten meines Vaters. Bei mir flossen Tränen der Erleichterung über die emotionale Beteiligung an meiner Qual, dachte ich doch die ganzen Jahre,

dass ich ihr vollkommen egal war. Als ich meine Mutter gezielt auf die Vergewaltigung in der Silvesternacht durch Vater ansprach, stritt sie ab davon gewusst zu haben und beteuerte mir, dass sie sich hätte scheiden lassen, wenn sie es gewusst hätte. Das glaubte ich ihr aber nicht.

Nur weg von zu Hause

Ein paar Monate nach der Vergewaltigung, kurz nach meinem 11. Geburtstag, bin ich das erste Mal von zu Hause weggelaufen. Ich hielt es nicht mehr aus und wollte zu meinem älteren Bruder Otto, der sich zu dieser Zeit bei den Schaustellern aufhielt. Er hatte dort Arbeit und Familienanschluss gefunden und zog mit einem Fahrgeschäft durch das Land. Ab und zu bekam Mutter eine Ansichtskarte mit Grüßen und so wusste ich auch an welchem Ort sich mein Bruder aufhielt.



Foto: rechts mein Bruder Otto mit seinen Schaustellerkollegen

Ich vermisste ihn schrecklich, nur bei ihm fühlte ich mich sicher als er noch mit uns zusammenwohnte. Er hatte das kleine Zimmer mit der Dachschrägen, oft bin ich nachts in sein Bett gekrochen, wenn die Alpträume zu schlimm waren oder Vater wieder betrunken rumpolterte. Aus irgendeinem Grund kam er nicht in das Zimmer meines Bruders und ließ mich dort auch in Ruhe.

In dieser Zeit hatten Otto und ich eine sehr enge geschwisterliche Beziehung, er erzählte mir von seinen schlimmen Erlebnissen im Kinderheim, von seiner ersten enttäuschten Liebe und seinen Träumen. Ich sprach von meinen Ängsten und davon, dass ich so schnell wie möglich von zu Hause weg, Geld verdienen und eigenständig leben wollte. Wir schmiedeten Pläne für eine gemeinsame Zukunft, in der wir gemeinsam ohne Angst leben würden. Otto war bereits 18 Jahre alt aber noch nicht volljährig, zu dieser Zeit brauchte man bis 21 für alle Entscheidungen die Erlaubnis des Erziehungsberechtigten.

Mein Bruder entzog sich der Gewalt durch seinen Stiefvater indem er von zu Hause weglief und bei einer freundlichen Schaustellerfamilie Kost und Unterkunft gegen Arbeit bekam. Meine Eltern suchten nicht nach ihm, sondern waren froh, dass er nicht mehr in der häuslichen Gemeinschaft lebte. Je älter er wurde, desto mehr wehrte er sich gegen seinen Stiefvater und es gab immer öfter Androhungen von Schlägen von beiden Seiten. Vater hatte mittlerweile Angst vor ihm, verschloss abends alle Türen und Fenster und holte sein

Motorrad ins Haus damit Otto es nicht zerstören konnte. Das Blatt hatte sich gewendet und mein durchtrainierter Bruder ließ gegenüber Vater die Muskeln spielen. Wenn beide in einem Raum waren, konnte man die Spannung spüren, die kurz vor der gewalttätigen Explosion stand. Und wieder war ich gezwungen auf Habacht-Stellung zu gehen, der Gewalt zu entfliehen, mich unsichtbar zu machen. Die bevorstehende Explosion würde keine Rücksicht auf anwesende Kinder oder unsere Mutter nehmen. Da war ich mir als Kind schon sicher.

Ich stellte mich also an die Straße und hielt den Daumen hoch, in der Hoffnung es würde ein Auto anhalten und mich mitnehmen bis nach Hagen zu meinem Bruder auf den Kirmesplatz. Es dauerte auch nicht lange und ein Lastwagen hielt an, der freundliche Mann fragte nach meinem Ziel und willigte ein mich dorthin zu bringen. Bereitwillig stieg ich zu ihm in den Lastwagen und fühlte mich wie die Königin der Landstraße. Ich saß hoch oben auf dem Beifahrersitz mit dem Blick auf die kleinen Autos und er fuhr mit mir in eine Richtung, die ich nicht kannte und von der ich auch nicht wusste, ob sie mich zu meinem Bruder nach Hagen/Sauerland bringen würde. Der Fahrer redete freundlich mit mir, gab mir zu trinken und zu essen und ließ sich von mir die Geschichte meines Weglaufens erzählen. Ich erzählte nicht die ganze Wahrheit, sondern verschwieg die schlimmen Erlebnisse und dichtete einiges hinzu. Ich weiß nicht, ob er mir glaubte, aber er tat verständnisvoll und versprach mir zu helfen.

Wir fuhren erst auf der Landstraße und dann auf die Autobahn, solange bis es dunkel wurde und dann bog er zu einer Raststätte ab, stellte den LKW in eine Parklücke und lud mich zum Essen ein. Es waren viele Menschen in der Raststätte, überwiegend LKW-Fahrer auf der Durchreise. Wir setzten uns an einen freien Tisch, ich durfte mir mein Essen aussuchen und bekam auch eine Cola dazu. Plötzlich setzte sich ein freundlicher junger Mann mit an unseren Tisch und stellte mir ein paar Fragen. Er wollte wissen, ob ich den Mann an meiner Seite kannte und wo ich die Nacht verbringen würde. Offensichtlich gab er sich mit meinen Antworten zufrieden und ließ uns wieder allein. Nach dem Essen ging der Fahrer mit mir langsam zurück zum LKW. Es war dunkel, er schlug vor noch etwas spazieren zu gehen bevor wir in dem LKW zusammen die Nacht verbringen würden. Er hatte mir bereits gezeigt welcher Platz für mich sein sollte, er selbst wollte in einer kleinen Koje unter dem LKW schlafen.

Während des Spazierganges in stockdunkler Nacht steuerte er eine Bank an, forderte mich auf ganz nah neben ihn zu sitzen und fing an mich unsittlich zu berühren. Sofort schellten alle Alarmglocken in meinem Inneren, ich sprang auf und rannte in den angrenzenden Wald, um mich in Sicherheit zu bringen. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war, es war dunkel und kalt. Ich hörte den Mann noch einige Zeit nach mir rufen, er versprach mir nichts mehr zu tun. Aber ich vertraute ihm nicht und lief immer weiter in den dunklen Wald. Mein Ziel war es wieder zu der Raststätte zurück zu gehen und den freundlichen jungen Mann um Hilfe zu bitten. Natürlich fand ich den Weg nicht mehr und

irrte weiter durch das Unterholz. Die furchterregenden Geräusche im dunklen Wald höre ich heute immer noch.

Ich hatte Angst, mir war kalt und ich wusste nicht was ich tun sollte. Hier an diesem furchterregenden Ort die Nacht zu verbringen lies meinen Puls schneller schlagen. Ich lief kreuz und quer, fand keinen Weg und irrte in der Dunkelheit umher. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich geweint hätte oder geschrien. Ich versuchte zu überleben, irgendwie und auf Hilfe konnte ich mich noch nie verlassen, deshalb erwartete ich sie auch nicht. Ich war müde und die nächtliche Nässe des herbstlichen Waldes kroch durch meine Kleidung bis auf die Haut und lies mich zittern. Und dann sah ich weit am Horizont ein Licht. Das war wie ein Leuchtturm, auf den ich zusteuern konnte, der mir etwas Orientierung gab. Wo Licht war, waren bestimmt auch Menschen und vielleicht konnte ich da übernachten.

Das Licht fest im Blick lief ich schnurrgrade darauf zu, ich stolperte über das Unterholz und herunterhängende Zweigen streiften mein Gesicht und zerrissen meine Kleidung. Ich hoffte inständig, dass das Licht nicht erlöschen würde und kam völlig erschöpft und verschmutzt spät am Abend zu einem Wohnhaus, bei dem die Fenster hell erleuchtet waren. Hoffnungsvoll klingelte ich an der Tür und als eine nette Frau öffnete, erzählte ich ihr, dass ich mich verlaufen hätte. Ich fragte sie, ob ich die Nacht dortbleiben könnte und versprach, am nächsten Tag wieder nach Hause zu gehen.

Sie führte mich in die Wohnstube, in der ein paar ältere Kinder Karten spielten, sie lachten und hatten Freude dabei. Die freundliche Frau lächelte mich an und einer der Jungen fragte mich, ob ich Hunger und Durst hätte. Ich war so froh aus dem Wald herausgefunden zu haben, in einer warmen Stube zu sein und saß still vor meinem heißen Kakao auf einem Sessel etwas abseits von den spielenden Kindern. Ich beobachtete sie und stellte mir vor, dass ich mit zu dieser Familie gehören würde. Ich hätte alles dafür getan und das sagte ich der netten Frau auch. Sie lächelte mich mitleidig an, stellte ein Schinkenbutterbrot für mich hin und verließ die Stube. Ich habe genau den Blick gesehen, den sie ihren Kindern zuwarf. Dieser sagt, passt auf sie auf!

Die Geschwister bemühten sich um mich und versuchten mich abzulenken. Sie verwickelten mich in ihr Spiel und steckten mich mit ihrer Fröhlichkeit an. Ich hatte so große Hoffnung dort bleiben zu dürfen, dass ich völlig erschrocken war als die Polizei in der Tür stand. Meine Enttäuschung war groß und ich flehte darum nicht mehr nach Hause gebracht zu werden. Natürlich konnte ich dort nicht bleiben. Auf die Frage der Polizei nach meiner Adresse machte ich mehrmals falsche Angaben. Ich musste doch irgendwie verhindern wieder nach Hause gebracht zu werden. Außerdem wollte ich doch zu meinem Bruder.

Aber es half alles nichts. Die Polizei nahm mich mit und brachte mich in ein kirchlich geführtes Kinderheim. Eine Nonne führte mich in den Keller an Kohlen und Waschmaschinen vorbei in einen kleinen düstern Raum. Dort stand ein frisch gemachtes Bett, ein kleiner Tisch mit einer gestickten Tischdecke

und einer Topfpflanze darauf. In einem winzig kleinen Nebenraum gab es eine Toilette. Nachdem man mir noch ein Glas Wasser gebracht hatte, wurde ich aufgefordert ins Bett zu gehen. Ich war entsetzt und bekam Panik als ich hörte wie die Tür von außen verschlossen wurde. Niemand reagierte auf mein Weinen und Schreien und so legte ich mich angezogen auf das Bett und schlief völlig übermüdet, alleine und verlassen ein. In meinem Traum wurde ich von finsternen Wesen aus dem Wald verfolgt und zerrissen. Mehrmals schreckte ich aus dem Schlaf aus, schaute mich ängstlich in dem dunklen Raum um und verkroch mich leise wimmernd und schutzsuchend unter der Bettdecke.

Am nächsten Morgen wurde die Tür aufgeschlossen und eine Nonne brachte mir etwas zum Frühstück. Sie forderte mich auf, danach das Zimmer zu putzen, stellte mir einen Eimer mit Wischwasser und einen Schrubber hin, ging aus dem Zimmer und drehte den Schlüssel im Schloss. Nun saß ich da und fühlte mich wieder verlassen und ausgeliefert. Was nun? Ich schaute mich in dem Zimmer um, das kleine Fenster war vergittert und an den Wänden bemerkte ich kleine Kritzeleien. Ein Spruch ist mir in Erinnerung geblieben: Tröste dich mit mir, denn ich war auch schon hier.

Meine Verwunderung war groß, als meine Mutter plötzlich das Zimmer betrat. Woher wusste sie wo ich war? Ich hatte meinen wirklichen Namen nicht angegeben. Sollte meine Flucht umsonst gewesen sein? Mutter würde mich wieder nach Hause bringen und alles würde wieder so weiter gehen. Ich wollte das nicht, lieber wäre ich in diesem kleinen Kellerzimmer geblieben. Wortlos brachte sie mich nach Hause, gab mir zu verstehen, dass sie wegen mir wieder Ärger mit Vater bekommen würde und würdigte mich keines Blickes. Zu meiner Angst vor den Konsequenzen durch meinen Vater hatte ich auch noch ein schlechtes Gewissen meiner Mutter gegenüber. Ich wünschte mich weg... einfach weg... egal wohin.

Zu Hause angekommen, musste ich sofort in die Küche und das Mittagsgeschirr abwaschen, das noch auf dem Tisch stand. Mutter war offensichtlich plötzlich von der Polizei über meinen Aufenthaltsort informiert worden und hat alles liegen und stehen lassen, um mich abzuholen. Ich war nur 50 km weit gekommen bis nach Lüdenscheid aber für meine Mutter war es eine weite Fahrt mit Bus und Bahn. Vater kam von seiner Schicht gegen 18 Uhr nach Hause. In Erwartung auf eine Tracht Prügel saß ich am Tisch und machte mich ganz klein. Ich hörte ihn mit Mutter tuscheln, verstand nichts, nahm aber die Blicke wahr, die zwischendurch auf mich gerichtet waren. Ich war verwirrt, als er mir freundlich versicherte, dass Mama und er froh darüber waren, dass mir nichts passiert ist. Wie konnte das sein? Danach ließ er mich erstmal in Ruhe und ich konnte mich etwas entspannen, blieb aber vorsichtig und traute dem Frieden nicht.

Prostitution

Von klein auf war ich darum bemüht, für meine kriegstraumatisierten Eltern da zu sein. Eine Verdrehung der Rollen, die mich total überfordert. Ich fühlte mich verantwortlich, wenn es meiner Mutter schlecht ging. Zugleich erlebte ich immer wieder Zurückweisung und die unberechenbare Wut meines Vaters, deren Ursachen weit zurückliegen und mit mir selbst wenig zu tun hatten. Der Erziehungsstil seiner Eltern war grausam und demütigend. Manchmal erzählte mein Onkel, der Bruder meines Vaters, von gnadenlosen Prügelstrafen. Den größten Respekt hatte mein Vater vor seiner Mutter, die ich als stark übergewichtige Frau kennenlernte.



Ich verbrachte einmal einige Ferienwochen bei meiner Oma in Bad Schwartau. Sie lebte dort mit zwei meiner Cousinen (18 und 24 Jahre alt), den Töchtern ihrer Tochter, die sich prostituierte und eine große Schande für die Familie war. Die jüngere der beiden Enkeltöchter schlug den gleichen Weg ein und die Ältere verließ früh das Heim, heiratete, bekam zwei Kinder und starb im Alter von 34 Jahren an Gehirnblutungen. Bei meinem Aufenthalt dort war ich ca. 12 Jahre alt. Ich empfand den Umgang meiner Verwandten untereinander als rücksichtslos und aggressiv. So wie ich es auch von zu Hause kannte.

In meiner Erinnerung erlebte ich, dass meine schwergewichtige Oma mit ihrem Bett zusammenbrach und hilflos auf dem Rücken lag, ohne sich selbst helfen zu können. Sie rief jämmerlich nach meiner jüngeren Cousine, die in schallendes Gelächter ausbrach beim Anblick der dicken Oma im zerbrochenen Bett. Sie half ihr nicht, sondern ließ sich viel Zeit beim Frühstück, genoss ihre Macht über Oma und verhöhnte die alte Frau. Mir verbot sie meiner Oma aus der misslichen Lage zu befreien. Ohne sich weiter um die alte Frau zu kümmern, nahm sie mich mit in die Stadt. Sie wollte abends mit mir ausgehen und dafür sollte ich ein sexy Kleid bekommen. Mir gefiel die Vorstellung ein nagelneues Kleid zu bekommen und ich ging bereitwillig mit.

Als wir am späten Nachmittag wieder zurück in die Wohnung kamen, saß unsere Oma erschöpft aber wütend auf ihrem alten zerschlissenen Sessel. Die ältere Cousine war zwischenzeitlich nach Hause gekommen und hatte sich ihrer erbarmt. Die Jüngere ignorierte Oma und die ordinären Schimpfattacken, nahm mich mit in ihr Zimmer und zeigte mir wie man sich mit greller Schminke älter macht.

Der Eintritt in dem Tanzlokal war erst ab 16 Jahren in Begleitung eines Erwachsenen erlaubt. Aber meine beiden Cousinen waren dort bekannt und so ließ man mich ohne Ausweiskontrolle durchgehen. Die Ältere kellnerte dort

und als sie uns sah, war sie erschrocken über mein billiges Nutten-Outfit und schimpfte lauthals mit ihrer Schwester. Diese ließ sich aber nicht beirren und spendierte mir eine Cola mit Whiskey. Schon nach ein paar Schlucken drehte sich in meinem Kopf alles und nach der ersten Zigarette wurde mir schwindelig und übel. Aber ich wollte tapfer sein und meine Cousine nicht enttäuschen. Schließlich gab sie sich große Mühe mit mir.

Aufreizend unterhielt sie sich mit ein paar Männern, die sich zu uns an den Tisch gesellt hatten und kurz vor Mitternacht forderte sie mich auf mitzukommen. Mittlerweile hatte ich schon einiges an Alkohol getrunken und war nicht mehr sicher auf den Beinen. Einer der Männer legte den Arm um meine Hüfte und half mir auf den Beinen zu bleiben. Der zweite Mann und meine Cousine setzten mich auf die Rückbank eines Autos neben dem anderen Mann und ich ließ mich willenlos von diesem Typ in den Arm nehmen.

Ich spürte seine gierigen Hände auf meiner Brust, roch seinen widerlichen Atem, der nach Alkohol stank und konnte mich nicht gegen seine Übergriffe wehren. Meine Cousine war in dem Auto vorne eingestiegen, schaute nach hinten und lachte laut auf als sie sah, wie hilflos ich versuchte diesen Mann von mir wegzustoßen. Ich weiß nicht was passiert wäre, wenn nicht im letzten Moment vor der Abfahrt die Wagentür aufgerissen wurde und meine ältere Cousine dem Ganzen ein Ende gesetzt hätte.



Gisela brachte mich nicht zurück zu meiner Oma, sondern nahm mich mit in ihre Wohnung. Sie lebte dort mit einem Freund, ihrem späteren Mann. Mit einer Decke wurde ich zum Schlafen auf die Couch gelegt, neben mir stellte sie einen Eimer, falls ich mich in der Nacht übergeben musste.

Obwohl ich unfähig war zu handeln so war mir der Abend sehr wohl mit allen Einzelheiten in Erinnerung geblieben. Am nächsten Morgen schämte ich mich fürchterlich, gab mir die Schuld an dem nächtlichen Chaos und wollte nur noch weg. Gisela aber behandelte mich freundlich und wohlwollend, versicherte mir, dass ich keine Schuld habe und kümmerte sich

den Rest der Ferien um mich. Noch niemals habe ich mich so sicher und aufgehoben gefühlt als in den paar Tagen bei meiner älteren Cousine in Bad Schwartau. Brigitte, die jüngere Cousine und meine Oma habe ich nicht mehr gesehen. Wieder zu Hause angekommen erzähle ich meinen Eltern nichts von diesem Vorfall.

Fantasien einer gequälten Seele



Foto: von links die Brüder Erhard und Edgar, Purzel, ich und meine Schwester Gerlinde

Edgar, mein zweitältester Bruder, war von jeher ein Einzelgänger. Mein Verhältnis zu ihm war nie besonders innig, wohl deshalb, weil er mir schon als Jugendlicher von 13/14 Jahren ständig nachstellte und mich, seine 11jährige Schwester, sexuell belästigte. Er fasst mich an den Busen und griff mir bei jeder Gelegenheit in den Schritt. Ich wehrte mich und schlug nach ihm und doch gelang es ihm viel zu oft mich für seine pubertierenden Hormonschwankungen zu missbrauchen. Manchmal kroch er nachts in mein Bett und berührte mich am ganzen Körper. Es wurde erträglicher für mich, wenn ich mich schlafend stellte, ganz steif machte, die Hände an die Körperseiten drückte und die Oberschenkel fest zusammenpresste. Irgendwann ging er wieder in sein Zimmer und ich blieb die ganze Nacht wach aus Angst, er könnte mir noch viel Schlimmeres antun. Er hatte es ja auch nicht anders von unserem Vater gelernt. Natürlich traute ich mich nicht meinen Eltern davon zu erzählen. Zu groß war die Angst vor gewalttätigen Konsequenzen und davor, dass mir keiner geglaubt hätte. Hilfe bekam ich sowieso nicht, dass hatte ich bereits gelernt.

Mein Bruder verbrachte viel Zeit im nahegelegenen Wald, beobachtete Tiere und sammelte Pilze. Er entzog sich somit der ständigen Bestrafung durch Vater und holte sich seine Anerkennung, indem er sein Wissen über die heimischen Pilze erweiterte. Großes Lob bekam er, wenn er vom Pilze sammeln zurückkam und sein Korb prall gefüllt war. Dann saß er mit Vater über Pilz-Fachbücher und sie kontrollierten jeden ungewöhnlichen Pilz mit den Fotos und der Beschreibung im Buch. Wir merkten, dass Vater und Sohn eine für uns alle seltene Einigkeit gefunden hatten. Nach der ausgiebigen Kontrolle wurden die Pilze gesäubert und in der Pfanne gebraten. Ich kann mich nicht erinnern, dass es eine Malzeit für die ganze Familie war, sondern ausschließlich für Vater und Sohn, der das Lob und die Anerkennung genoss.

Manchmal schaute ich gebannt zu wie sie einen Pilz nach dem anderen in ihre Münder schoben und hoffte insgeheim, dass sie dabei giftige Pilze erwischen würden. In meiner Fantasie fielen dann beide plötzlich von ihren Stühlen, lagen am Boden und verkrampften sich vor Schmerzen. Sie flehten mich verzweifelt an, ihnen zu helfen, aber ich schaute ungerührt auf sie herab, sah zu wie sie elendig verreckten. Ein kleines unscheinbares Gefühl von Macht schlich sich in meine Seele und ließ mich vor Erleichterung tief atmen. Ich erlaubte meiner kindlichen Fantasie nach Möglichkeiten zu suchen, die mir halfen diese beiden Täter für immer los zu werden.

An manchen Abenden schlich ich mich heimlich nach unten, stellte mich unsichtbar vor die Tür zur guten Stube und konnte durch einen schmalen Spalt auf den Fernseher gucken. Insbesondere interessierten mich Kimis und Thriller, bewegungslos starrte ich auf den Film und das Geschehen. Erinnern kann ich mich an den Film „Der Bastard“, ein Kriminalfilm mit folgendem Inhalt: Nachdem ein Gauner seinem Bruder, einem Killer, seine Beute und seine Freundin gestohlen hat sowie ihn verstümmeln ließ, damit er sich nicht an ihm rächen kann, schafft der gehandicapte es doch, den Übeltäter zur Reichtumschicht zu ziehen.

Und noch ein weiterer Film erregte meine Aufmerksamkeit: Ein Mann namens Harry Brent nach Francis Durbridge. Der Inhalt: Melissa wird ermordet, ihr Mann Guy ist der Hauptverdächtige. Er behauptet, seine Frau habe ihn nach dem Tod angerufen.... eine spannende Verfolgung bis zum finalen Ende. Straßenfeger nannte man die Krimis der 60er, die mit bis zu 90% Einschaltquote eine ganze Nation an den Bildschirm fesselte. Kinos, Straßen und Theater waren wie leergefegt, und das öffentliche Leben stand während der Ausstrahlung still. Damals saßen alle wie gebannt vor dem Fernseher und auch meine Eltern verfolgten wie gebannt die Geschichten um Melissa, den Mann namens Harry Brent und viele andere.

Wie hypnotisiert starrte ich auf die Filme, mucksmäuschen still stand ich vor dem schmalen Spalt in der Tür und sah in das sparsam beleuchtete Zimmer auf den Fernseher. Mutter saß links von der Tür auf dem Sofa, immer sofort bereit den Befehlen unseres Vaters zu gehorchen. Sie holte ihm das Bier aus dem Kühlschrank, machte den Aschenbecher leer und füllte die Knabberschale auf. Wenn sie mich doch mal erblickte, so sagte sie nichts, sondern bedeutete mir mit den Augen, dass ich sofort ins Bett gehen sollte bevor „der Alte“ etwas merkte. Aber oft sah sie mich nicht, war selbst von der Handlung des Filmes gefangen.

Ich wurde immer vorsichtiger und konnte mich lautlos wie eine Katze anschleichen. Wie hypnotisiert schaute ich auf den Film, nahm die Rolle des Verfolges ein und fieberte mit ihm. Ungeachtet meines Vaters, der im bequemen Sessel saß mit den Beinen auf einen Hocker und einer Zigarette zwischen den nikotingelben Fingern. Ich nahm bis ins Detail wahr, wie der Mord im Film und die Qualen vollzogen wurden, prägte mir alles ein und stellte mir vor, dass ich den Täter zur Strecke bringen werde... dieses Monster einfach erbarungslos abknalle... für immer auslösche... Mutter und die anderen Geschwister retten... endlich ein friedliches Leben führen dürfen... endlich eine Nacht ohne Angst und Alpträume durchschlafen können...

Diese Flucht in die Fantasie erlaubte meinem nicht vorhandenem Selbstbewusstsein sich ein klein wenig zu zeigen. Meine Schwester war eine geduldige ZuhörerIn, wenn ich ihr kurz vor dem Einschlafen meine Heldengeschichten erzählte. Ich teilte mit ihr ein Schlafzimmer in der oberen Etage unseres Hauses, dass wir auf Anordnung unserer Mutter abends immer von innen

abschließen sollten. Meine jüngere Schwester mochte meine Geschichten und forderte mich jeden Abend auf, zu erzählen welche Heldentaten ich nach der Schule wieder erlebt hatte. Bei meinen Erzählungen wurde ich immer mutiger und erfand viele spannende Geschichten, die ich als Anführerin einer Bande immer gut ausgehen ließ. Ich rettete all die verlorenen Kinder, bestrafte die grausamen Eltern und wurde von allen geliebt.

Ich bin sicher, dass auch meine Schwester ebenfalls ihren Nutzen aus den Geschichten gezogen hat. Sie glaubte mir jedes Wort, erwartete jeden Abend ungeduldig die Fortsetzung meiner Geschichte und regte mit ihren Fragen meine Fantasie an. Niemals erzählten wir irgendjemanden von diesen Geschichten. Sie waren unser Geheimnis und ich schwor meine Schwester darauf ein, nichts davon zu verraten. Sie tat es auch nicht und ich versprach ihr, dass ich sie bald mitnehmen würde als Mitglied in meine Bande und sie teilhaben lassen wollte an all die guten Abenteuer. Wir haben mit diesen bildhaften Erzählungen beide unsere lieblosen Erlebnisse im Elternhaus verarbeitet. In diesen Geschichten waren wir niemandem hilflos ausgeliefert, sondern hatten Freunde, die mit uns zusammen gegen das Unrecht kämpften. Wir waren immer die Gewinner und feierten unsere Siege.

In diesen Geschichten erlebte ich mich als 12jährige Heldin und Rächerin der armen Kinder, war tapfer und mutig. Heute weiß ich, dass mich diese Geschichten davon abgehalten haben mir das Leben zu nehmen. Mehrmals stand ich an den Bahnschienen, die in der Nähe unseres Hauses vorbeiliefen und stellte mir vor, dass es nur ganz wenig Mut brauchte, um einen Schritt zu tun, der meiner entsetzlichen seelischen Qual ein Ende setzte. Ich hätte ohne die ständige Neugier meiner Schwester auf meine fiktiven Heldinnengeschichten nicht überlebt.

Durch meine spätere Ausbildung als Psychotherapeutin weiß ich, dass das Erzählen von Geschichten eine lange Tradition quer durch verschiedene Kulturen und Religionen hat. In dieser Tradition wachsen wir heute noch auf. In Form von Märchen und Mythen lernen wir als Kinder die Welt kennen, erleben Abenteuer und reisen an ferne Orte; wir sind Piraten, die Schiffe entern, Ritter, die gegen Drachen kämpfen oder werden zu Prinzessinnen, die ihren Prinzen finden. Aber nicht nur Kinder brauchen Geschichten. Als es noch keine Therapeuten gab, wurden weise Menschen um Rat gebeten - Rabbiner, Propheten, Priester, Hodschas oder Zen-Meister. Viele ihrer Antworten waren Geschichten, die sich den seelischen Konflikten und psychischen Problemen der Menschen annahmen.

Immer mehr werden heute Geschichten auch in Therapie und Beratungen eingesetzt. Sie sind ein Mittel mit verblüffender Wirkung: sie können irritieren und präzisieren, sie können zur Perspektivenänderung anregen und Zugang zu unseren Ängsten öffnen, sie können Klarheit bringen und neue Gedanken- und Erlebnisräume schaffen. Durch die bildliche Darstellung erleichtern sie

die Identifikation mit Figuren und Ereignissen. Sie wirken emotional auf uns ein und sprechen Intuition und Fantasie an. Durch ihre Bildhaftigkeit prägen sich Geschichten besser ein, wirken länger nach und können in anderen Situationen leichter abgerufen werden.

Konfirmation, Schulabschluss und Kaufmannslehre

Vieles aus meiner Schulzeit habe ich vergessen. Ich kenne die Namen von Mitschülern und Lehrern nicht mehr. Der Kampf ums Überleben im Elternhaus machte mich unkonzentriert und nahm mir jede Chance eine gute Schülerin zu sein. Die fünfte und siebte Klasse musste ich wegen schlechter Leistung wiederholen. Trotzdem erlaubte mein Vater nicht, dass ich noch zwei Jahre bis zum Schulabschluss anhänge, die Pflichtjahre hatte ich als Mädchen erfüllt. Er wollte Geld sehen und mich als Hilfsarbeiterin in eine Fabrik schicken. Eine Ausbildung traute er mir sowieso nicht zu und prophezeite mir ein Leben in der Gosse. Und so musste ich 1971 mit 14 Jahren aus der 7ten Klasse mit einem Abgangszeugnis anstelle eines Abschlusszeugnisses die Volksschule verlassen.

Damals gab es kaum eine Chance mit so einem Zeugnis eine Ausbildungsstelle zu finden. Mein Traum war Dekorateurin zu werden und die Schaufenster in den Geschäften kreativ zu gestalten. Doch leider wurde so eine Ausbildung im ersten Lehrjahr mit nur 75,- DM monatlich abgegolten und das war unserem Vater viel zu wenig. Er machte mir unmissverständlich klar, dass ich als Mädchen keine Ausbildung brauche, weil ich sowieso schnell heiraten und Kinder bekommen werde. Er wollte, dass ich in eine Fabrik gehe damit ich einen großen Teil von meinem Verdienst zu Hause abgeben konnte. Immer wieder betonte er, dass er keine unnützen Fresser am Tisch durchfüttern wollte und wir für uns selbst sorgen müssen.

Meine beiden älteren Brüder mussten zu ihrem eigenen Schutz bereits mit grade mal 14 Jahren das Elternhaus verlassen und wurden vom Jugendamt in unserem Ort in ein Lehrlingsheim untergebracht. Die gewalttätigen Übergriffe unseres Vaters kamen nie zur Anzeige, sondern wurden von Amtswegen verschleiert und verschwiegen. Stattdessen nahmen die Behörden die Kinder aus dem Elternhaus und überließen sie ihrem Schicksal. Eine Betreuung gab es nur in Form von Kontrolle durch die Meister an den Arbeits- bzw. Lehrstellen. Meine beiden Brüder Otto, Edgar und ich wurden verlassen, verstoßen und allein gelassen. Vater war wie immer gnadenlos und unsere Mutter stand dieser Tatsache hilflos gegenüber und ließ alles stumm und resigniert geschehen.



Foto: Konfirmationsfest 1971. Von links meine Cousins Klaus und Michael, ich, Edgar, Erhard.

In unserem kleinen Ort war es Pflicht am kirchlichen Konfirmandenunterricht teilzunehmen. Das Konfirmationsalter lag bei 13 bis 14 Jahren und fiel früher mit dem Schulabschluss zusammen. Gefeierte wurde vor allem am ersten Sonntag nach Ostern, dem "Weißen Sonntag", zu dem die Verwandtschaft eingeladen wurde. Durch die Verbindung mit dem Schulabgang war die Konfirmation für die meisten Jugendlichen

ein wichtiger Einschnitt im Leben und bedeutete den Eintritt in das Erwachsenenalter. "Mann sein" hieß für viele Jungen allerdings oft auch der erste Alkohol- und Zigarrenkonsum. Die Mädchen machten nach der Konfirmation erste Bekanntschaft mit dem anderen Geschlecht.



Foto: Konfirmationsfest 1971; hier der Gang zur Kirche. Ich bin die zweite von rechts.

Am Konfirmationstag wurden alle Kirchenglocken geläutet, die Jungen trugen schwarze Anzüge, feingenähte Hemden und bestickte Taschentücher, die Mädchen ein schwarzes Kleid und häufig ihre ersten Schuhe mit hohen Absätzen. Diese feine Kleidung finanzierten sogenannte "Paten", Verwandte oder Bekannte der Familie. Zu den beliebtesten Geschenken gehörte die erste Uhr. Die Konfirmation galt als das letzte große Familienfest vor der Hochzeit, zu dem die Verwandtschaft von nah und fern anreiste. Doch nach dem Fest begann für die meisten Jugendlichen der Ernst des Lebens. Sie suchten sich eine Lehrstelle und begannen ihre dreijährige Lehrzeit.

Um als Mädchen mit einem schlechten Zeugnis doch noch eine relativ gut bezahlte Lehrstelle zu bekommen, lief ich in unserer Stadt von einem Geschäft zum anderen, stellte mich persönlich vor und versprach den Personalchefs und Filialleitern stets fleißig zu sein und ihren Anordnungen Folge zu leisten. Der Filialleiter der Tengemann AG in Menden nahm sich viel Zeit für das Gespräch mit mir. Er stellte Fragen über mein Elternhaus und warum ich mit 14 Jahren allein auf der Suche nach einer Lehrstelle war. Ich erzählte ihm über meine Situation im Elternhaus und dass ich sonst in die Fabrik müsste, um genügend Geld für meinen Vater zu verdienen.

Um als Mädchen mit einem schlechten Zeugnis doch noch eine relativ gut bezahlte Lehrstelle zu bekommen, lief ich in unserer Stadt von einem Geschäft zum anderen, stellte mich persönlich vor und versprach den Personalchefs und Filialleitern stets fleißig zu sein und ihren Anordnungen Folge zu leisten. Der Filialleiter der Tengemann AG in Menden nahm sich viel Zeit für das Gespräch mit mir. Er stellte Fragen über mein Elternhaus und warum ich mit 14 Jahren allein auf der Suche nach einer Lehrstelle war. Ich erzählte ihm über meine Situation im Elternhaus und dass ich sonst in die Fabrik müsste, um genügend Geld für meinen Vater zu verdienen.

Ich glaube, dass er Mitleid mit mir hatte und mir deshalb eine Lehrstelle als Verkäuferin gab. Das Lehrlingsgehalt war im ersten Ausbildungsjahr 300,- DM brutto pro Monat und für damalige Verhältnisse ein kleines Vermögen. Schnell fand ich mich damit ab, dass ich nun doch keine Dekorateurin werden konnte. Ich hoffte darauf, dass Vater mit dieser Lehrstelle einverstanden war und ich nicht in die verhasste Fabrik musste. Der freundliche Filialleiter bereitete den Lehrlingsvertrag vor und gab ihn mir mit. Vater sollte ihn unterschreiben und dann hätte ich direkt nach den Sommerferien am 01. September 1971 die Lehrstelle antreten können. Und tatsächlich ließ Vater sich darauf ein, unterschrieb den Lehrlingsvertrag und wies mich unmissverständlich an, die monatliche Lohntüte bis auf 30,- DM bei ihm abzugeben.

Und so begann ich mein erstes Lehrjahr im Lebensmittelgeschäft. Die Kollegen und Kolleginnen waren sehr freundlich und halfen mir gerne. Mein erster Einsatz war hinter der Fleisch- und Wursttheke, zunächst sollte ich dafür Sorge tragen, dass die Auslagen mit geschnittener Wurst stets aufgefüllt wurden. Mein Arbeitstag hatte 8 Stunden und davon gab es 15 Minuten Frühstücks- und 30 Minuten Mittagspause. Kurz vor Feierabend war es meine Aufgabe die Wurst- und Schlachtküche hinter der Wursttheke zu säubern. Der Hacklotz musste geschruppt, sämtliches Werkzeug gereinigt und die Fliesen an den Wänden und auf dem Boden gründlich abgewischt werden.

Ekelig fand ich die Reinigung des Kühlraumes. Dort war es kalt und es roch nach Blut. Schweinehälften hingen an Haken und in den Bottichen schwamm blutige Leber und sonstige Innereien. Wenn ich mich morgens bei meinem Fleischermeister meldete, ließ er mich eine große Blechwanne aus dem Kühlraum holen, die bereits am Vortag mit Mett aufgefüllt wurde. Großzügig streute er Gewürze darüber und forderte mich auf, das Fleisch mit den Gewürzen zu vermengen. Ich krempelte die Ärmel hoch und knetete mit bloßen Händen das eiskalte Mett. Wenn der Meister gut gelaunt war, löste er mich ab, weil er sah wieviel Überwindung mich dies Aufgabe kostete. Der Meister hatte stets eine Zigarette im Mund, bei allem was er tat. Manchmal konnte ich sehen, dass beim Mettkneten die Asche von seiner Zigarette hinunterfiel und mit in die Fleischmasse eingearbeitet wurde.

Gehorsam und gewissenhaft erledigte ich alle mir übertragenen Aufgaben und das erste Mal in meinem Leben wurde ich dafür gelobt und bekam freundliche Anerkennung von meinem Chef, dem Fleischereimeister und den Kollegen. Bei den Aufgaben für die Berufsschule hatte ich in meinem Chef einen guten Lehrer, der mir geduldig alles erklärte und nicht müde wurde mich für meinen Fleiß zu loben. Er glaubte an mich und war sicher, dass ich diese Ausbildung zu Ende bringen würde und vielleicht sogar irgendwann mal Filialleiterin werden könnte. Das war mehr, als ich mir erträumt hatte und so rückte der Traum von einer Ausbildung als Dekorateurin in den Hintergrund. Hier hatte ich einen Familienersatz gefunden, der mir Sicherheit gab. Ich fühlte mich nicht mehr so furchtbar allein und musste keine Angst vor Missbrauch haben.

Ich war seine Beute



Foto: Das bin ich 1971 mit 14 Jahren

Zuhause spitzte sich die Situation immer mehr zu. Ich fing an mich gegen die sexuellen Übergriffe meines Vaters zu wehren, war ständig auf der Hut, ging ihm aus dem Weg und versuchte mich unsichtbar zu machen. Leider gelang mir das nicht immer, meine gut entwickelten weiblichen Körperformen machten mich zu seiner Beute, die er jagen und erlegen wollte. Und er lies keine Gelegenheit aus, ich war nirgends sicher vor ihm.

Selbst die verschlossene Tür vom Schlafzimmer meiner Schwester und mir, hielt ihn nicht davon ab. Wenn er total betrunken war, trat er sie einfach ein und stand drohend vor meinem Bett, in dem ich mich voller Panik unter die Decke verkroch. Ich war ihm ausgeliefert, kam nicht weg und auf Hilfe konnte ich nicht hoffen. Da war niemand in meinem Elternhaus, der mir geholfen hätte. Meine Mutter wusste was mir geschah, doch sie konnte oder wollte mir nicht helfen und mein ältester Bruder war längst ausgezogen. Wieviel meine jüngeren Geschwister davon mitbekommen haben, weiß ich nicht. Sie reagierten ängstlich und versteckten sich wenn Gefahr durch Vater drohte. Ich kann mich nicht erinnern, dass einer meiner Geschwister mich irgendwann mal darauf angesprochen hätten.

Zu dieser Zeit hatte ich eine Freundin, die mit einer jüngeren Schwester und ihrer Mutter auch in unserem Ort wohnte. Ihre Eltern waren geschieden und ich empfand das Leben der beiden Mädchen allein mit ihrer Mutter als sehr harmonisch. Ich war gerne bei ihnen zu Hause, genoss die entspannte Atmosphäre und das ruhige Beisammensein. Damals in den siebziger Jahren war es üblich, dass man seinen Keller als sogenannten Partyraum einrichtete. Ute hatte die Erlaubnis ihrer Mutter, den Keller für die anstehende Geburtstagsparty zu nutzen. Gemeinsam gestalteten wir an diesem Samstagnachmittag den Keller. Wir legten einem alten Teppich auf den Boden und schleppten als Sitzgelegenheit Matratzen, verwandelten den Keller mit Decken und Kissen zu einem einladenden Partyraum. Bunte Luftballons und Girlanden sollten im tristen Keller eine angenehme Stimmung verbreiten. Der Plattenspieler und die neusten Hits auf Schallplatten warteten auf die Geburtstagsgäste, mit denen Ute ihren 15. Geburtstag feiern wollte.

Meine Eltern wussten von meiner Freundin Ute und hatten sie auch schon kennen gelernt. Ute war ein hübsches gutgewachsenes Mädchen mit dunklen Augen und schwarzen Haaren. Vater wollte von ihr wissen, ob sie allein mit ihrer gutaussehenden Mutter wohnt und wo denn ihr Vater sei. Ute war zuerst

nicht misstrauisch und antwortete auf die Fragen. Als Vaters andauernde Interesse meiner Freundin unangenehm wurde, wollte sie sich nicht mehr bei mir treffen, sondern lud mich lieber zu sich nach Hause ein. Was mir auch sehr recht war, ich schämte mich für meinen Vater, sagte ihr aber nichts von den Zuständen in meinem Elternhaus.

Von meiner Mutter hatte ich die Erlaubnis an der Party teilzunehmen erbettelt und ich durfte sogar die Nacht bei Ute schlafen. Ich sollte am Sonntag um 11 Uhr morgens wieder zu Hause sein. Sie wollte Vater nichts davon sagen, er sollte es nicht wissen. Mutter wollte für mich lügen und ihm irgendeine glaubwürdige Geschichte erzählen, falls ihm auffällt, dass ich nicht beim Frühstück mit am Tisch saß. Ich verlies mich darauf und freute mich auf meine erste Party mit gleichaltrigen Freundinnen.

Gegen 19 Uhr kamen ungefähr 10 eingeladenen Mädchen und wir hatten sehr schnell eine schöne Stimmung in unserem Partykeller. Wir tranken Coca-Cola und legten Schallplatten auf. Die damaligen Hits konnten wir rauf und runter singen und die Tanzschritte dazu waren mutig improvisiert. Wir bewegten uns nach dem Song „Butterfly“ von Danyel Gerald, „Chirpy, Chirpy Cheep“ von der Band Middel oft he Road und sangen die Songs „Schöner fremder Mann“ von Marianne Rosenberg, „Ich bin verliebt in die Liebe“ von Chris Roberts und viele andere Hits der siebziger Jahre. Ich tanzte und lachte ausgelassen mit den Mädchen, fühlte mich sicher und freute mich mit dazuzugehören. An diesem Abend wollte ich nur tanzen und die Qual in meinem Elternhaus vergessen. Tanzen war meine heimliche Leidenschaft, die Bewegungen meines Körpers geschahen wie von selbst. Der melodische Rhythmus der Musik wärmte meine Seele und ich war für ein paar Minuten ganz woanders.

Es war etwa gegen 22 Uhr, als die Tür zum Partykeller aufflog. Im Rahmen stand mein Vater, groß, übergewichtig und drohend. Er war betrunken, das merkte ich sofort. Völlig erschrocken blieben alle Mädchen in ihrer Bewegung stecken und schauten zu dem Mann im Türrahmen. Ich verkroch mich in die äußerste Ecke und hoffte, dass er mich nicht sehen und deshalb schnell wieder gehen würde. Doch er torkelte in den Keller hinein, sah mich auf der Matratze kauern und kam auf mich zu. Jedes Mädchen, das ihm im Weg stand wurde rücksichtslos beiseite geschubst. Einige Mädchen fingen an zu weinen, jemand fiel gegen den Plattenspieler, die Nadel kratzte über die Schallplatte und die Musik verstummte.

Meine Freundin rannte aus dem Keller und schrie nach ihrer Mutter. Ich war völlig erstarrt. Jetzt stand er vor mir, bückte sich und packte mich schmerzhaft an den Beinen. Er zog mich von der Matratze auf den Kellerboden, seine Finger nestelten an seinem Hosenschlitz und versuchten den Reißverschluss zu öffnen. Mit Entsetzen begriff ich was er vorhatte und ich fing an zu schreien, trat mit Leibeskräften in seine Richtung, konnte mich befreien und aufstehen. Er riss an meinen Haaren und schlug mir die flache Hand ins Gesicht. Die Lippe platzte auf und ich schmeckte Blut, verzweifelt versuchte ich

mich aus seinem Griff zu befreien. Ich musste raus aus dem Keller, weg von diesem Monster. Aber warum hilft mir denn keiner? Wo waren denn die Mädchen? Panisch schaute ich mich um und wollte einfach nicht begreifen, dass ich ganz allein und dem sexuellen Übergriff meines Vaters wieder schutzlos ausgeliefert war.

Mein Glück war, dass dieses Ungeheuer völlig betrunken war. Ich trat nach ihm und schubste ihn mit aller Kraft, er taumelte Rückwärts, stolperte über die Matratze und knallte mit dem Kopf gegen die Kellerwand. Diese Chance nutzte ich und hetzte aus dem Keller die Treppe rauf zur Wohnung meiner Freundin, panisch klingelte ich Sturm, klopfte laut gegen die Tür und bettelte weinend mich rein zu lassen. Aber die Tür wurde nicht geöffnet. Auch im Flur war niemand mehr zu sehen. Ich musste mit meinem betrunkenen Vater allein fertig werden oder sterben.

Ein Geräusch kam aus dem Keller, schlurfen, stöhnen und dann laute Drohungen, die in dem nächtlichen Haus donnernd von den Wänden widerhallten. Ich versuchte es ein letztes Mal und hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Wohnungstür meiner Freundin, weinte und schrie vor Entsetzen aber sie blieb verschlossen. Wenn ich mich retten wollte, musste ich, bevor mein Vater die Kellertreppe hochkam aus der Haustür gerannt sein. Und so sprang ich die Treppe runter, stolperte durch die Haustür in die Nacht und rannte um mein Leben. Aber wohin sollte ich denn jetzt gehen? In meiner Not rannte ich die drei Kilometer, ohne anzuhalten nach Hause. Mutter wird mir helfen.... Mutter MUSS mir helfen....

Auf dem letzten Kilometer hörte ich das Motorradgeräusch. Vater war mir auf den Fersen, er hat mich gleich eingeholt und dann wird er mich töten.... das Geräusch kam näher, ich hatte furchtbare Seitenstiche, bekam schwer Luft vor lauter Panik und konnte kaum noch laufen. Mein unbändiger Überlebenswille half mir unser Haus noch etwas vor ihm zu erreichen. Beide Fäuste hämmerten mit letzter Kraft gegen das Rollo an der Terrassentür. Ich schrie aus Leibeskräften nach Mama... Mama... Mama... hilf mir... bitte, bitte...

In dem Moment als die Gartenpforte aufflog und er sein Motorrad durchschieben wollte, schnellte das Rollo nach oben, wurde die Terrassentür aufgerissen und meine Mutter zog mich ins Haus. Schnell schloss sie die Tür wieder und lies mit einem lauten Knall das Rollo wieder runter. Jetzt hatte ich etwas Zeit mich zu verstecken, bevor Vater sein Motorrad abstellte und ums Haus herum durch die Haustür kommen würde. Mutter lief mit mir nach oben zu den Schlafzimmern, sie wusste genauso wie ich, dass eine verschlossene Zimmertür meinen Vater nicht daran hindern würde sich brutal zu nehmen was er wollte. Schnell schnappte sie sich den Haken für die Bodenluke, öffnete sie und riss die Leiter runter. Ich begriff was sie vorhatte und hetzte die Leiter hoch. Kurz bevor Vaters Haustürschlüssel sich im Schloss drehte, war die Bodenluke wieder geschlossen. Ich lauschte noch lange mit dem Ohr auf dem Boden nach unten, hatte große Angst, dass er nun voller Wut meiner Mutter

etwas antun würde. Doch ich hörte nichts mehr, es war auf einmal gespenstisch ruhig, niemand kam die Treppe zu den Schlafzimmern rauf. Irgendwann bin ich eingeschlafen, völlig erschöpft, frierend und mutterseelenallein auf dem dunklen Dachboden unseres Elternhauses.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann sich die Luke wieder öffnete. Irgendwann war ich im Bad und erschrak vor dem Gesicht im Spiegel. Die Lippen aufgeplatzt und stark angeschwollen, ein Bluterguss unter dem rechten Auge und der bläulich verfärbte Handabdruck meines Vaters quer über die linke Wange. Die schmerzhafte Stelle auf dem Kopf zeigte eine kahle und blutige Wunde zwischen den Haaren an der Stelle, wo er mir einen Büschel Haare ausgerissen hatte. An dem Tag und auch am folgendem begegnete ich meinem Vater nicht aber auch meine Mutter senkte den Blick, wenn wir uns sahen, sie schaute mich nicht an, sprach nicht mit mir und ich fühlte mich schuldig.

Später erfuhr ich, dass mein betrunkenener Vater an diesem Abend zur Mutter meiner Freundin gefahren ist. Er wusste nicht, dass ich bei der Party im Keller mit dabei war. Mutter hatte es ihm nicht gesagt. Er klingelte und die Frau öffnete ihm arglos die Tür. Nur ganz knapp konnte sie eine brutale Vergewaltigung verhindern, trug aber blutige Wunden davon. Als mein Vater von ihr abließ und durch die Musik in den Keller gelockt wurde, hatte sie nur noch panische Angst um ihre Tochter und deren Freundinnen. Während ich mit meinem Vater um mein Leben kämpfte, lotste sie alle Mädchen aus dem Keller und verschanzte sich mit ihnen in ihrer Wohnung. Sie hätte niemals die Tür für mich geöffnet. Sie opferte mich für ihre eigene Unversehrtheit und die der anderen Mädchen.

Meine Freundschaft mit Ute war zu Ende. Sie wollte nichts mehr mit mir zu tun haben. Mehrmals versuchte ich die Freundschaft zu retten und Kontakt aufzunehmen. Ich schämte mich fürchterlich für meinen Vater und hätte mich gerne für ihn entschuldigt, aber sie meldete sich nicht mehr bei mir. Bei einem letzten Versuch mit ihr zu reden, klingelte ich an ihrer Tür. Die Mutter öffnete, sah mich traurig an und fing an zu weine. Sie nahm mich in den Arm und sagte nur: „Mädchen, es tut mir so leid!“ Dann schloss sie ohne ein weiteres Wort die Tür und ließ mich völlig verduzt im Flur stehen. Nun hatte mich auch meine Freundin verlassen und den Kontakt abgebrochen. Was sollte ich jetzt bloß machen?

Mit Alkohol gefügig machen

Dieser Vorfall bei meiner Freundin wurde nicht mehr erwähnt, die erneuten Ungeheuerlichkeiten meines Vaters fanden in unserer Familie keine Beachtung und wurde, wie alles Furchtbare, einfach totgeschwiegen. Ich weiß nicht, ob mein Vater sich deswegen ermutigt fühlte. Er war sich absolut sicher, dass ihm keine Strafe drohte, weil ihn nie jemand zur Rechenschaft gezogen hatte. Ungestraft und von der Familie geschützt trieb er weiter seine Gräueltaten, schlug, beschimpfte und erniedrigte unsere Mutter und uns Kinder. Im Laufe der Zeit wurde er immer unberechenbarer und wir mussten um unser Leben fürchten, wenn er betrunken aus der Kneipe kam.

An einem Samstagabend befahl er mir, ihn auf einer seiner Kneipentouren zu begleiten. Ich war 14 Jahre alt, viel zu jung für einen Kneipenbesuch aber wagte nicht zu widersprechen und fügte mich. Er bestand darauf, dass ich meine besten Sachen anziehen sollte und sogar einen knallroten Lippenstift hatte er für mich besorgt. Wie befohlen stand ich kurze Zeit später sehr ängstlich aber wunschgemäß zurecht gemacht in unserer Wohnküche. Mutter und meine Geschwister saßen noch am Tisch und aßen ihr Abendbrot. Niemand schaute mich an, ihre Blicke waren gesenkt auf die Teller gerichtet.

Flehentlich schaute ich zur Mutter, stumm schrie ich nach Hilfe, weil ich bereits wusste was mich erwarten würde. Da kam ein kurzer Blick von Mutter, der mir sagte: „Tut mir leid, aber was soll ich dagegen tun?“ Sie unternahm auch dieses Mal nichts, um ihre Tochter zu schützen, sondern ließ zu, dass Vater mit mir in die örtliche Kneipe ging. Aber vielleicht waren ja dort Menschen, die mir halfen, wenn Vater zudringlich oder brutal wurde.

„Gib dem Mädchen noch einen Schnaps“, grölte er. Die Theke war voll besetzt mit Männern, die ihr Wochenende dazu nutzen, sich bei Bier und Schnaps über Politik, Frauen und Fußball zu unterhalten. Mir war bereits schwindlig von den fünf Schnäpsen, die Vater mir aufzwang. Der Wirt schaute mich mitleidig an und goss noch einmal das widerlich schmeckende Gesöff ins Glas. Ich musste mich am Thekengeländer festhalten, um nicht mein Gleichgewicht zu verlieren. Ein paar Männer fanden das lustig und riefen meinem Vater zu, dass er eine hübsche Tochter hätte und ob er sie ihnen mal unbeaufsichtigt überlassen würde. Vater rief ihnen zu, dass nur er das Vergnügen haben würde, hob widerlich lachend sein Glas und forderte mich unmissverständlich auf mein Schnapsglas ebenfalls zu leeren. Ich begriff schnell, dass ich auch hier nicht auf Hilfe hoffen konnte, sondern wieder einmal allein mit Vater fertig werden musste.

Kaum lief der Schnaps brennend durch meine Kehle, musste ich mich übergeben. Ich schaffte es nicht mehr bis zur Toilette und kotzte vor der Theke auf den Fliesenboden. Sehr zur Freude der umstehenden Männer, die das mit grölendem Gelächter quittierten. Mein Vater zahlte die Rechnung, nahm mich am Arm und schob mich unsanft aus der Kneipe. Er zog mich hinter die dunkle Hausecke, in der kein Licht der Straßenlaterne kam. In meinem Kopf drehte sich alles und mir war kotzübel, aber trotzdem war ich wachsam und bereit für die Flucht. Wie ein Schraubstock umfassten mich die muskulösen Arme Vaters, sein stinkender Atem nahm mir die Luft zum atmen, als er sein

Gesicht ganz nah an meins drückte. Fordernd stieß er seine Zunge in meinen Mund und fasste mir mit einer Hand in den Schritt. Diese Übergriffe kamen für mich nicht mehr unvorbereitet, der ungewohnte Alkohol lähmte mein Reaktionsvermögen, aber mir war trotzdem klar, dass ich mich wieder einmal in den Fängen meines gewaltbereiten Vaters befand. Schreien war zwecklos, mir würde sowieso keiner helfen.

Mit aller Kraft versuchte ich diesen besoffenen Kerl wegzustoßen und mich aus der klammernden Umarmung zu befreien. Ich weiß nicht mehr, wie es mir letztendlich gelang das Schlimmste zu verhindern. Mein Vorteil war sicherlich, dass Vater durch sein Übergewicht und übermäßigen Alkoholgenuss langsamer reagierte, Gleichgewichtsstörungen hatte und deshalb nicht mehr fest auf den Beinen stand. Er suchte schwankend nach Halt, griff ins Leere und stürzte, als ich mich aus seinem Klammergriff befreien konnte. Ich rannte die dunkle Straße entlang, ohne mich umzuschauen, in den örtlichen Wald an den Bahnschiene hinein und versteckte mich im Unterholz. Eine Weile hörte ich noch sein lautstarkes Fluchen und seine Drohungen, in denen er mich unmissverständlich wissen ließ, dass er mich umbringen würde, wenn er mich zu fassen bekäme. Zerrissene Sachen, eine blutige Lippe und heftige Hämatome auf den Oberarmen waren die Spuren meines Kampfes gegen meinen eigenen Vater, der zum wiederholten Male versucht hatte, seine 14jährige Tochter zu vergewaltigen.

Irgendwann in der Nacht, als ich mir sicher sein konnte, dass Vater bereits zu Hause war und schlafen würde, schlich ich mich ebenfalls zu meinem Elternhaus. Alles war still und nirgends brannte Licht im Fenster. Mit kleinen Steinchen versuchte ich das Kinderzimmerfenster zu treffen, in der Hoffnung, dass meine Schwester es hörte und mir die Haustür aufmachte. Es dauerte eine Ewigkeit, aber dann ging das Licht in unserem Zimmer an, das Gesicht meiner Schwester erschien am Fenster. Als sie mich sah, lief sie unauffällig die Treppe herunter und öffnete mir die Haustür. Lautlos gingen wir zu Bett aber nicht ohne vorher die Zimmertür abzuschließen und mit einem Stuhl, den wir unter die Klinke klemmten, zu barrikadieren. Ich hatte viel zu viel Angst in dieser Nacht, lauschte auf die nächtlichen Geräusche im Haus, schlief nicht und wollte das alles nicht mehr spüren, nicht mehr erleben und ertragen müssen. Ich wollte weg und wusste doch nicht, wohin ich gehen könnte.

Sollte ich mir das Leben nehmen, so wie es mein Bruder Otto auch schon versucht hatte? Er hatte einen tödlichen Medikamenten-Cocktail getrunken und war nur gerettet worden, weil er sich ungewöhnlich benahm. Wie im Delirium geisterte er nachts durch das Haus, urinierte in den Kleiderschrank und war völlig orientierungslos. Das erregte die Aufmerksamkeit unserer Eltern und sie riefen den Notarzt. Nachdem mein Bruder mit dem Rettungswagen ins Krankenhaus gebracht wurde, erschien die Kriminalpolizei und stellte viele Fragen. Was danach mit meinem Bruder passiert ist, habe ich zu diesem Zeitpunkt nicht erfahren.

Über beide traumatischen Erlebnisse wurde in der Familie nicht mehr gesprochen. Manchmal verzweifelte ich an meinem Verstand und glaubte, dass das alles nur in meiner Fantasie geschieht. Wie sonst hätte ich erklären können, dass Mutter uns nicht beistand, dass sie sogar danebenstand und zusah, wie

Vater unser Leben bedrohte. Wie konnte sie nur all die Jahre mit dieser Schuld ihren Kindern gegenüber leben?

Erzogen zu Opfer und Täter

Wie fast alle Kinder wollte auch ich meine Mutter und meinen Vater lieben und verdrängte die Wahrheit über den sexuellen Missbrauch über viele Jahre. Mein Vater hatte Spaß daran, seine Frau und seine Kinder zu quälen und zu demütigen. Die Erinnerung daran war zu grausam und wurde in die hinterste Ecke meines Unterbewusstseins versteckt. Doch mein Körper hatte nichts vergessen.

Im Gegensatz zu meinem zornigen Bruder ging ich immer mehr in die Opferrolle. Ich schaute mir bei unserer Mutter ab wie sie mit der alltäglichen Gewalt umging und übernahm ihre Resignation. Als Kind fühlte ich mich schuldig, nicht gewollt und nicht geliebt zu werden. Und so versuchte ich mich unsichtbar zu machen, wollte so den Übergriffen meines Vaters ausweichen. Aber auch der Mutter wollte ich nicht zu Last fallen, sie musste schon genug leiden. Dabei hatte sie durch ihr Wegschauen und Todschweigen den Missbrauch und die Misshandlungen erst ermöglicht.

Durch diese Prägung hatte ich als erwachsene Frau stets das Gefühl zu versagen, nicht zu genügen und ich sei nur dann LIEBENSWERT, wenn ich familiär und beruflich hohe Leistung erbringe. Auch stellte ich meine Bedürfnisse hinten an und fühlte mich immer gleich für alles verantwortlich. Beispielsweise kann ich mich daran erinnern, dass bei einem gewalttätigen Übergriff des Vaters auf unsere Mutter immer von mir die Geschwister beruhigt wurden. Starr vor Schreck versteckten wir uns dann und waren voller Angst um das Leben unserer Mutter. Die brutale Zerstörung unserer Seelen ließ uns viele Nächte nicht zur Ruhe kommen und wenn wir vor Erschöpfung einschliefen, verfolgten uns die Ängste bis in unsere Träume.

Offensichtlich war ich so sehr auf das Geschehen in unserer Familie ausgerichtet, dass ich später große Schwierigkeiten hatte meine Rolle oder meinen Platz im Leben zu finden. Immerzu stellte ich mir die Frage, wer ich gerade bin. So ist es auch kein Zufall, dass mein größtes Interesse immer die sozialen Berufe war. Bezeichnend war bei mir oft die enorme Leistungsbereitschaft für den Erfolg – gepaart mit der Angst, den Erfolg auch tatsächlich zu erreichen.

In verschiedenen Therapien lernte ich wichtige Stationen in meiner Biografie zu rekonstruieren. Ich konnte hinschauen auf das, was damals mit mir geschehen ist. In der Aufarbeitung erfuhr ich, was ich in jener besonderen Situation auch gelernt habe. Mir wurde bewusst, über welche enormen Potenziale ich verfüge. Mein überdurchschnittliches Empathievermögen ermöglichte mir große Erfolge im Beruf. Ebenso zeichnete ich mich durch gute Führungsqualitäten aus. Vielen Menschen aus meiner Generation geht es

ähnlich und es kommt nicht von ungefähr, dass es grade unsere Generation ist, welche die Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten enorm gestaltet und verändert hat. Als ich das verstand, trat langsam eine Versöhnung mit meinem eigenen Weg ein und so etwas wie Heilung.

Die wenigsten Betroffenen führen ihre Beschwerden und Symptome auf Erfahrungen der Eltern im Krieg zurück. Auch weil oft über das Erlebte im Krieg von diesen selten gesprochen wurde. Viele Kriegsenkel, also die Kinder der Kriegskinder, haben den Krieg abgespeichert wie Faktenwissen aus dem Geschichtsbuch. Die dazu gehörigen Gefühle haben sie meist verdrängt, weil dies auch die Eltern so machten.

Vater, der sein Kriegs-Traumata nie verarbeiten konnten, agierte gegenüber uns Kindern und unserer Mutter stets mit heftigen Gewaltausbrüche, Gefühlskälte und Alkoholmissbrauch. Mutter litt still vor sich hin. Sie klagte nicht und sie weinte nicht. Kinder spüren es aber, wenn etwas mit ihren Eltern nicht stimmt. Kinder in solchen Familien neigen generell dazu, das Leid ihrer Eltern mildern zu wollen. Sie werden zu Eltern ihrer Eltern und sind damit heillos überfordert.

Ein dauerndes Gefühl war, dass sich meine Eltern nicht für mich interessierten; nicht wussten, dass es mich gab. Dabei hatten sie nur keinen emotionalen Zugang zu ihren erwachsenen Kindern. Die Beziehungsfähigkeit unserer Eltern war stark beeinträchtigt. Sie haben zwar dafür gesorgt, dass ihre Kinder genügend zu essen hatten und immer relativ gut gekleidet waren, aber die Beziehungen waren immer unterkühlt.

Flucht in die Groschenromane



Die Flucht vor meinen trostlosen Kindertagen trat ich immer öfter direkt nach der Schule und nach dem Mittagessen an. Ich hatte die Aufgabe in meinem Elternhaus die obere Etage, in der sich unsere Kinderzimmer und ein Bad befanden, zu reinigen und die Betten zu machen. Hier war ich mindestens für die nächsten zwei Stunden allein. Zuvor ließ ich mich auf mein Bett fallen, kramte unter der Matratze den neuen Groschenroman vor und flüchtete in die Welt der Mami-Romane.

Dabei konnte ich mich entspannen, da gab es immer ein glückliches Ende, und ich verlor für eine kurze Zeit die Angst.

Die Identifikation mit dem Kind in diesen Geschichten lies ungestraft Tränen laufen und erfüllte jedes Mal die Hoffnung von der liebenden Mutter in den Arm genommen zu werden. So ließ sich die Sehnsucht nach Zuwendung etwas lindern. Ein kleines Glück für drei Groschen, die ich mir mit kleinen Hilfsdiensten in der Nachbarschaft verdiente und auch manchmal aus dem Portemonnaie meiner Mutter gestohlen habe.

Die Flucht in die Groschenromane war für mich als Kind lebensnotwendig, sie half mir auch mit den nächtlichen Albträumen fertig zu werden. Aber sie erhöhte auch meine Sehnsucht nach zärtlicher und verständnisvoller Zuwendung. Hier las ich, dass es auch andere Eltern geben musste, die ihre Kinder liebten. Für einen Moment eine heile Welt genießen, die Gewalt, die Angst, die dauernden Konflikte draußen lassen. Für mich waren die Geschichten ein Stück Lebenshilfe. Sie halfen mir die Hoffnung auf ein besseres Leben nicht zu verlieren.

Es gab sie doch, die Eltern, die ihre Kinder liebten und nicht zuließen, dass diese grausam misshandelt wurden. Egal welche dramatischen Situationen die Kinder in diesen Romanen durchleiden mussten, am Ende ging die Geschichte immer gut aus. Ich musste keine Angst vor Überraschungen haben, nicht um das Kind bangen, denn es wird in jedem Fall gut ausgehen. So eine Mami wollte ich auch sein, wenn ich später mal Kinder haben werde. Meine Kinder sollten keine Angst vor ihren Eltern haben. Ich werde sie lieben, beschützen und für sie sorgen. Das war mein Versprechen.

Flucht aus dem Elternhaus

Als ich anfang mich gegen Vater und seinen sexuellen Übergriffen zu wehren, warf er mich aus dem Haus. Ich hatte nach einer wiederholten Vergewaltigung fluchtartig das Elternhaus verlassen und das Jugendamt und die Polizei um Hilfe gebeten. Unglücklicherweise brachte die Polizei mich mit dem Streifenwagen wieder nach Hause, obwohl ich darum bettelte in ein Heim gebracht zu werden, weil ich große Angst vor meinem Vater hatte. Ich weiß nicht, ob sie mir nicht geglaubt haben. Die Beamten versicherten mir noch auf der Fahrt, dass mein Vater dazu kein Recht habe und ich mich wieder melden sollte, falls er sich noch einmal an mir verging.

Ich war leicht bekleidet mit einem roten kurzen Sommerkleid aus meinem Elternhaus geflüchtet und saß nun zitternd vor Angst und Kälte auf der Hinterbank des Streifenwagens und bettelte die Beamten an, mich nicht nach Hause zu bringen, weil mein Vater mich für den Verrat totschiagen würde. Doch sie wollten meinen Vater zur Rechenschaft ziehen und ihm ins Gewissen reden seine Tochter nicht mehr zu missbrauchen und zu schlagen. Sie hatten ja keine Ahnung was bei uns zu Hause los war. Widerstrebend ließ ich mich von beiden Beamten zur Haustür meines Elternhauses bringen. Mein Herz klopfte zum Zerspringen und mir war übel vor Angst. Auf das Klingeln öffnete mein Vater die Tür und sein Blick auf mich war gnadenlos.

Die Polizei lieferte mich ihm und seiner Gewaltbereitschaft aus. Ich hörte nicht mehr was sie ihm erzählten oder drohten und auch nicht was mein Vater darauf antwortete. Leise weinend, mit gesenktem Kopf und beide Arme krampfhaft vor der Brust verschränkt, ließ ich mich durch die Haustür schieben. Nun war ich wieder einmal meinem Vater ausgeliefert. Noch im Flur trafen mich die ersten Schläge an den Kopf. Durch die Wucht taumelte ich gegen die Wand und versuchte krampfhaft nicht hinzufallen, um nicht auch noch seine Tritte abzubekommen. Den nächsten Schlag ins Gesicht werte ich mit meinem linken Arm ab, ich schrie vor Schmerzen laut auf und merkte, wie ein stechender Schmerz von meinem Arm aus durch den Körper schoss.

Plötzlich klingelte es, wutentbrannt öffnete mein Vater die Haustür und ich konnte es nicht glauben als die beiden Polizisten davorstanden. Offensichtlich hatten sie meine Schreie gehört und sind deswegen noch einmal zurückgekommen. Ich hatte kein Vertrauen mehr in die Polizei und nutzte die Gelegenheit, um blitzschnell an ihnen vorbei durch die Haustür zu fliehen. Ich lief um mein Leben, hörte nicht die Rufe der Polizei und versteckte mich im nahen gelegenen Walde, in dem ich auch völlig erschöpft, weinend und mit starken Schmerzen im linken Arm die erste Nacht verbrachte. Es war kalt und die Geräusche der Nacht machten mir Angst, aber nichts konnte mich freiwillig dazu bringen wieder nach Hause zu gehen. Ich war grade 14 Jahre alt und wusste nicht, wo ich bleiben konnte.

Totschlag ohne Sühne

Mein Bruder Otto hatte seine Schulzeit mit 14 Jahren bereits abgeschlossen. Er war ein guter Schüler, gehorsam und angepasst. In seinen vielen Briefen, die er mir einige Jahre später aus dem Gefängnis schickte, bewunderte ich seine gleichmäßige und fehlerfreie Handschrift. Er absolvierte seine Schuljahre unter enormen Druck seitens der autoritären Lehrer, denen die Prügelstrafe damals noch erlaubt war. Durch schlechte Leistung aufzufallen hätte weitere Prügel von Vater bedeutet. Die Folge von dieser sogenannten pädagogischen Erziehung war die Angst vor dem Versagen. Die er bereits im Kinderheim und in unserer Familie erleben musste. Eine Berufslehre zu machen erlaubte ihm unser Vater nicht, er sollte Geld nach Hause bringen und sich nicht mehr durchfüttern lassen. So wurde er zum Arbeiten in die nahegelegene Papierfabrik geschickt.

Ein furchtbares Erlebnis hat sich ebenfalls tief in meine Kindheitserinnerungen eingepägt: An dem Spätnachmittag kam unser Vater mit dem Motorrad von seiner Arbeit nach Hause. Er sagte kein Wort und hielt den Blick gesenkt, die Arme vor die Brust verschränkt hielt er seine Jacke zu. Sein Weg führte ihn sofort in den Keller und wir hörten kurz darauf die Dusche rauschen. Mutter ahnte etwas Schlimmes, sie ging in die kleine Kochnische, zog die Schiebetür zu und beschäftigte sich mit dem Abendessen. In dem Ess- und Wohnraum, direkt neben der Kochnische, hielten wir Kinder uns auf und waren dabei den Tisch zu decken.

Plötzlich erschien Vater in der Tür, frisch geduscht in frischer Kleidung und ungewöhnlich erregt. Immer wieder lief er im Zimmer auf und ab, kämmte seine nassen Haare nach hinten, setzte sich auf seinem Platz am gedeckten Tisch und lächelte uns gequält zu. Ein äußerst ungewöhnliches Verhalten, dass uns Kinder sofort in Alarmbereitschaft versetzte. Wir liefen auf Zehenspitzen, saßen mucksmäuschen still und ängstlich am Tisch und warteten darauf, dass Mutter das Abendessen zum Tisch brachte.

Mutter verschanzte sich regelrecht in ihrer kleinen Kochnische, wollte nichts wissen, nichts hören und nichts sehen. Die Spannung war kaum auszuhalten. Plötzlich stand Vater auf, riss die Schiebetür auf und schrie Mutter zu: „Dein Bastard kommt nicht mehr zurück... ein für alle Mal sind wir den jetzt los!“ Mutter servierte das Essen, hielt den Blick gesenkt und sagte nur: „Ja, ja, ist schon gut und jetzt wird erstmal gegessen.“ Schweigend saßen wir am Tisch, aßen unser Abendbrot und gingen danach zu Bett. Was hatte das zu bedeuten?

Am nächsten Tag war die Polizei bei uns. Ich erfuhr später, dass unser Vater bei der Papierfabrik Otto aufgelauert und ihn mit einem Holzknüppel halb totgeschlagen hatte. Als er sich nicht mehr rührte, warf er meinen Bruder in eine Kiesgrube und schüttete sie zu. Mit blutverschmierter Kleidung fuhr er einfach nach Hause und überlies Otto seinem Schicksal.

Schwer verletzt befreite sich mein geschundener Bruder nach Stunden aus der Kiesgrube, wurde von Arbeitern dort gefunden und ins Krankenhaus gebracht. Das Krankenhaus erstattete Anzeige gegen meinen Vater wegen schwerer Körperverletzung. Ich weiß nicht, ob die Anzeige wieder zurückgezogen wurde. Vater wurde dafür nicht ins Gefängnis geschickt und Otto wurde nach seiner Genesung in einem kleinen Zimmer im Lehrlingsheim untergebracht. Zu Hause war er nicht mehr sicher, weil sein Stiefvater ihm nach dem Leben trachtete und seine Mutter ihn nicht beschützen konnte. ER wurde bestraft, indem man ihn wegschickte aber nicht mein Vater, der ihn ermorden wollte.

Vererbte Wut außer Kontrolle



Otto richtete sein Leben außerhalb der Familie ein. Er ging regelmäßig zur Arbeit in die Papierfabrik und wurde Mitglied bei der Freiwilligen Feuerwehr. In dieser Funktion rettete er ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben eine junge Frau aus einem brennenden Auto. Für diese Heldentat wurde er geehrt und die lokale Zeitung berichtete darüber.

Leider hatte der Alkohol für die Betäubung seiner inneren Qual Einzug in sein Leben genommen und mit ihm kamen nun auch seine unkontrollierten Wutausbrüche. Immer wieder versuchte er ohne Alkohol sein Leben zu meistern, er war noch keine 20 Jahre alt und hatte bereits ein langes Vorstrafenregister wegen schwerer Körperverletzung in mehreren Fällen.



Einige Jahre zog er mit den Schaustellern durch das Land und arbeitete auch beim Zirkus Simoneit. Er erzählte von freundlichen Chefs und familiärer Atmosphäre. Ab und zu schickte er eine Ansichtskarte an unsere Mutter und so wusste ich auch jedes Mal wo er sich aufhielt. Mehrere Male bin ich im Alter von 9 – 13 Jahren von zu Hause weggelaufen, um mich vor den Übergriffen meines Vaters zu schützen.



Wenn meine Versuche auf abenteuerlichen Wegen zu meinem großen Bruder zu fliehen erfolgreich waren, so konnte er doch nicht zulassen, dass ich bei ihm blieb. Ich bettelte und flehte, versprach für ihn zu kochen und zu putzen und weinte fürchterlich, wenn er dafür sorgte, dass ich von seinem Kollegen, die einen PKW hatten, wieder zurück nach Hause gebracht wurde.

Otto wusste von den sexuellen Übergriffen unseres Vaters und er wusste auch, dass ich mich bei ihm immer geschützt gefühlt habe. Doch es war ihm auch klar, dass ich bei der nächsten Polizeikontrolle aufgegriffen würde und zurückgemusst hätte. Mein Bruder wäre nicht ohne Schwierigkeiten davongekommen.

men.

Hass endet nie



Mein Bruder gab den Traum für ein besseres Leben nicht auf und wollte eine eigene Familie haben, eine heile Familie, in der nichts Schreckliches passieren würde. Aber auch das ging nicht Erfüllung. Seine Seele hatte zu großem Schaden erlitten. Die Keime der Gewalt, die verantwortungslose Erwachsene in seiner Seele gesät hatten, war aufgegangen. Er rastete jedes Mal sofort aus, wenn er sich beleidigt, gedemütigt oder erniedrigt fühlte. Als Kind durfte er nicht auf Erniedrigung reagieren, aber als körperlich durchtrainierter Erwachsener konnte er das. Er hatte nie gelernt als gedemütigtes Kind seinen starken Zorn straflos in Worte auszudrücken, also

ließ er die Fäuste sprechen. So hatten sein Stiefvater und seine Heimerzieher es ihm beigebracht und eine andere Lösung kannte er nicht. Diese Lektion hatte er gespeichert und sie wurde sofort wirksam, sobald er sich in seiner Würde angegriffen fühlte.



Otto wurde wegen der brutalen Übergriffe durch unseren Vater immer wieder vom Jugendamt aus der Familie geholt und zurück ins Heim gebracht. Die ständigen Schläge haben Narben auf dem jungen Körper hinterlassen und in seinem Inneren großen Schaden angerichtet. Das seit seiner Geburt gedemütigte Kind wechselte die Seiten. Mit gerade mal 12 Jahren erkämpfte er sich zum ersten Mal mit Fäusten und Tritten seinen Platz in der Rangfolge der Jungengruppe. Der Stärkste hatte das Sagen und er war entschlossen seinen Platz blutig zu verteidigen.

Die Saat von Hass und Wut war auf fruchtbaren Boden gefallen.

Die Gewalt nahm Otto später mit in seine Beziehungen. So wurde er in Konfliktsituationen gewalttätig gegen Kollegen, Freundinnen, seiner Ehefrau und seinem Sohn, und zwar in dem Maße, dass es mehrere Strafverfolgungen nach sich zog. Er wusste nie, ob und wann er in eine Situation geraten würde, in der seine Angst, verlassen zu werden, sein Gefühl nichts wert zu sein, ihn wieder hilflos zuschlagen lässt. Die Gefahr spürte er, versuchte sich zu kontrollieren, zu betäuben und scheiterte wie so oft. Aus diesem Teufelskreis herauszutreten war kaum möglich. Seine eigenen Worte: „Ich bin eine Zeitbombe!“

Die wirklichen Täter wurden nie beschuldigt und zur Rechenschaft gezogen. Stellvertretend für sie ging mein Bruder für seine Taten ins Gefängnis. Hätte man ihm geholfen gegen die Taten seiner Erzieher und seines Stiefvaters aufzulehnen, hätte das unter Umständen genügt, um seinen Zwang, immer wieder brutal zuzuschlagen, endlich aufzulösen. Seine Geschichte der Gewalt hätte sich nicht wiederholt.



1974 heiratete er und bekam einen Sohn. Nun war er es, der seine Wut über die verlorene Kindheit nicht mehr kontrollieren konnte. Es kam zu häuslicher Gewalt und später auch unter Alkoholeinfluss zu Übergriffen auf fremde Frauen. 1980 wurde er geschieden und verbrachte mehrere Jahre im Gefängnis. Er war längst ein gebrochener Mensch ohne Selbstbewusstsein und Hoffnung.

In vielen Briefen berichtete er mir von seinem trostlosen Leben im Gefängnis, von der Hoffnungslosigkeit jemals wieder ein normales Leben führen zu können. Er versuchte nicht negativ aufzufallen und konnte doch nichts gegen seine Gewaltbereitschaft gegenüber Mithäftlingen tun. Mehrere Aufenthalte in der Arrestzelle allein und ohne Hoffnung haben den Rest seiner Selbstachtung zerstört. Psychologische Hilfe wurde zu dieser Zeit noch nicht angeboten und so waren die jungen Straftäter auf sich allein gestellt. Er bereute seine Taten zutiefst, dass erwähnte er immer wieder in seinen Briefen und doch fiel es ihm schwer, die gesetzmäßig Bestrafung dafür zu respektieren.

Wegen guter Führung wurde er in den offenen Strafvollzug versetzt. Er bekam Arbeit in einer Fahrradfabrik und lernte dort eine Frau kennen, in die er sich verliebte. Auf diese neue Beziehung setzte er große Hoffnung und merkte nicht, wie sehr er seine neue Liebe damit überforderte. An einem Wochenende bekam er Wochenendfreigang und hatte mit mir verabredet, dass er mit seiner neuen Freundin bei mir die Tage verbringen könnte. Ich versprach ihm, seinen Sohn ebenfalls zu mir einzuladen und er freute sich sehr über das Beisammensein.

Leider kam er nicht wie verabredet bei mir an. Viele Wochen hörte ich nicht was mit ihm passiert war. Als ich später von ihm in einem Brief erfuhr, dass er wieder gewalttätig geworden ist und nun im Strafvollzug Werl einsitzt, nahm ich Abstand vom ihm. Er würde sich nicht mehr ändern, ich konnte und wollte die Verantwortung für ihn nicht mehr tragen. Der soziale Dienst im Gefängnis hatte die Lockerungen nur erlaubt, weil ich für ihn bürgte, aber ich fühlte mich ausgenutzt und vertraute ihm nicht mehr.

Zwei Jahre später wurde er wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Über eine Kontaktanzeige hatte er eine Frau aus Wuppertal kennen gelernt, die ihn regelmäßig im Gefängnis besuchte. Er zog zu ihr in die Wohnung und konnte auch eine regelmäßige Arbeit annehmen. Unser Kontakt wurde wieder enger und ich freute mich für ihn über seine Bemühungen sein Leben wieder zu ordnen und für seinen kleinen Sohn ein guter Vater zu sein. Wie besuchten und unterstützten uns gegenseitig.

Leider fing er irgendwann wieder an zu trinken und unter Alkoholeinfluss konnte er seine angestauten Gewaltausbrüchen auch nicht mehr kontrollieren. Er überfiel eines Tages auf dem Weg von der Kneipe nach Hause eine zufällig vorbei gehende Frau und tat ihr Gewalt an. In einer Zeitungsanzeige war die Rede von einem blutigen Überfall und dass die Frau nur mit viel Glück überlebt hatte. Mein Bruder wurde noch am Tatort festgenommen und in Untersuchungshaft genommen. Ich habe nichts darüber von ihm selbst erfahren können. Ein Besuch war in der U-Haft nicht möglich. In seiner Zelle nahm er sich im August 1984 das Leben. Er richtete sich selbst und war verzweifelt genug sich aus dieser Hoffnungslosigkeit zu befreien. Es geschah in dem Jahr, in dem er im April 34 Jahre alt wurde.

Der Schmerz darüber hat eine tiefe Narbe in meiner Seele hinterlassen. In meiner Familie wurde bis heute nicht mehr über ihn gesprochen. Ich will aber erzählen, erinnern, weinen und innerlich Frieden schließen. Mit seiner Geschichte und mit meiner Geschichte, die beide im Strudel der Gewalt erlebt werden mussten. Gegen das Vergessen und für das Verzeihen.

Das Grundgesetz der BRD, mit den darin enthaltenen Menschenrechten, gilt seit 1949. Es steht nicht geschrieben, dass die Menschenrechte für Kinder keine Gültigkeit hätten. Nicht die Kinder waren verwahrlost als sie Schutz im Kinderheim suchten, sondern die verrohte Gesellschaft war es. Sie ließen zu, dass die Greul des Krieges noch weiter tobten und schauten ungerührt zu, dass kleine unschuldige Kinder und verlassene Jugendliche so furchtbar grausam behandelt wurden. Das Väterliche Züchtigungsrecht wurde 1957/58 ersatzlos gestrichen. Es war verfassungswidrig. Unseren Vater hat das nie interessiert, er schlug weiter ohne Hemmungen auf uns Kinder und unsere Mutter ein.

Heilsames Verstehen und verzeihen??



Wenn ich von Vater furchtbaren Gewaltausbrüchen und dem sexuellen Missbrauch absehe, bleibt die einwandfreie Versorgung durch unsere Eltern. Stets ein gefüllter Vorratskeller mit Eingemachtem, Säften und Konserven. Dazu gehörten zwei große Gemüsegärten und später zwei große Kühltruhen voller Fleisch und Wurst.

Vater schaffte sich auch mehrere Kaninchen und Gänse an, die er mästete und in der Nachbarschaft verkaufte. Ab und zu gab es auch auf unserem Tisch einen Festbraten von einem selbst geschlachteten Kaninchen oder einer Gans. Unsere Eltern waren stolz, dass sie uns sechs Kinder gut ernähren konnten. Mutter hatte bei dem Bund Deutscher Mädel gelernt, wie ein Haushalt pikobello geführt werden musste. Sie wusch, nähte und flickte unsere Kleidung und kochte aus wenigen Lebensmitteln sehr schmackhafte Speisen. Nichts wurde weggeworfen, alles fand seine Verwendung.

In unserem zu Hause gab es an der Sauberkeit und Haushaltsführung keine Beanstandungen. Das Unglück ihrer Kinder nahmen sie nicht wahr und fühlten sich auch nicht daran beteiligt. Sie haben doch immer alles für uns getan und so gut wie uns ist es ihnen selbst nie ergangen. Diese Worte sagten sie stets mit großer Überzeugung.

Der Blick zurück ins einstige Elternhaus ist schmerzhaft, aber ich hoffe, dass er auch heilsam ist. Verstehen heißt nicht verzeihen. Unsere Eltern haben Lebensangst und Wut in unsere Kinderseelen gepflanzt. Es wird Zeit, dieses Erbe genauer anzuschauen und dann rigoros auszuschlagen.

Kinder sind wache Beobachter und machen ihre eigenen Erfahrungen, vor denen sie niemand schützen kann. Mutter versuchte, unser häusliches Leben heil erscheinen zu lassen, es abzuschirmen vor der Welt draußen. Aber sie war ein Opfer der Hitler-Zeit und hatte keine Möglichkeit der Aufarbeitung. Mutter war insgesamt sieben Mal schwanger und gebar sechs gesunde Kinder. Das Kind, das zwischen mir und meinem zweitältesten Bruder geboren werden sollte, verlor sie während der Schwangerschaft.

Die Ehe meiner Eltern war lieblos. Mutter und wir sechs Kinder lebten voller Angst vor unserem Vater. Sie mühte sich ab, das schwere Leben in unserer großen Familie zu meistern. Während unser Vater fast täglich seinen Lohn in die Gaststätte brachte, musste unsere Mutter für Essen, Trinken und Kleidung sorgen. Dieses permanente Spannungsverhältnis hat sich auf mich übertragen. Ich dachte, wenn ich meine Mutter nicht glücklich machen kann, bin ich ein schlechtes Kind. Deshalb habe ich mich besonders brav verhalten, mich

in mein Zimmer zurückgezogen, keinen Ärger gemacht und möglichst keine Aufmerksamkeit eingefordert.

Unsere Eltern haben Schuld auf sich geladen und doch wage ich nicht sie schuldig zu sprechen. Ich möchte endlich das Schweigen brechen, um so das Schweigen nicht wieder in die nächste Generation zu tragen. Meine Kinder, die Kriegsurenkel, müssen ihren Generationenrucksack bereits weiterschleppen. Viel Ballast aus längst vergangenen Zeiten lastet auf ihre Rücken und macht den Lebensweg beschwerlich. Zu viele Begebenheiten, für die es bisher keine Worte gab, lassen den Rucksack der Vergangenheit schwer werden. Es ist längst Zeit, Worte zu finden für das Unausprechliche, für das Leid und die Qual. Worte zu finden, die die geschundenen Seelen wieder heilen lassen und die helfen zu versöhnen und einander zu umarmen.